

Wald

Zeitschrift für die Kultur
der Ostdeutschen

III. JAHRG. / I. OKT.-HEFT 1920

INHALT:

ST. v. HANNENHEIM DER AUFSTIEG. ROMAN
GEORG MÜLLER ÜBER DIE ENTSTEHUNGSZEIT DER
MAGYARISCHEN SIEDELUNGEN IM SACHSENLAND
HELENE BURMAZ MORD?
EMIL SIGERUS ALTE GLÜCKWUNSCHBILDER
DR. HERM. SCHULLER DAS LUSTSPIEL MENANDERS.
POLITIK UND VOLKSWIRTSCHAFT / LITERATUR
THEATER, MUSIK UND VORTRAGSWESEN / ZEITUNGEN
UND ZEITSCHRIFTEN / SCHACHPROBLEME
MITTEILUNGEN DER SCHRIFTFLEITUNG

KUNSTBEILAGE: ARTUR COULIN: KINDERBILDNIS

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

Herausgegeben von der Modernen Bücherei

Ostland / Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Herausgegeben von der Modernen Bücherei, geleitet von Dr. Rich. Csaki.
„Ostland“ erscheint monatlich zweimal und ist zu beziehen durch alle
Buchhandlungen, Zeitungsverleiher und durch den Verlag W. Krafft,
Hermannstadt. — Preis des Heftes: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5

Besuchen Sie die _____

Permanente Möbelausstellung

□□□□

Etablissement kompl. Wohnungseinrichtungen

C. W. KESSLER

(Inhaber: KARL FERD. KESSLER)

Hermannstadt Schaguna(Mühl)gasse 7

.....

Äusserst billige Preise! ... Kein Kaufzwang! ... Solideste Ausführung!

.....

789 12-12

Kommissionelle Vertretung der Siebenbürgischen Möbelfabriks-Aktiengesellschaft Székely & Róthi



Artur Coulin

Kinderbildnis

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrg. III.

Erstes Oktoberheft

1920.

Der Aufstieg

Roman von St. v. Hannenheim

IX. (Fortsetzung.)

Seit jener Szene vor dem Tore schien es Maud als hätten sich die Leute allerlei zu sagen, so oft sie durch die Straßen ging. Sie bildete sich ein, daß es ihr gleichgültig sei, ob man von ihr spreche oder nicht. Doch könnten die Leute nicht in weniger auffälliger Weise die Köpfe zusammenstecken, wenn sie sich zeigte? Könnten sie nicht erst hinter ihrem Rücken sich all das erzählen, was sie nun einmal nicht bei sich behalten konnten.

Schließlich vermied sie es, die Straße zu betreten. Sie schrieb ihrem Onkel, mit dem sie so oft und zwecklos über ihre Pläne gesprochen hatte.

„Ich bin fester denn je entschlossen zum Theater zu gehen. Deine Weigerung wird mich nicht mehr zurückhalten, diesen Schritt zu tun“ &c.

Doch bevor sie eine Antwort erhalten hatte, schrieb sie einen zweiten Brief an Maler Franz.

„Ich habe nichts getan, was ich nicht verantworten könnte. Doch das wird mir niemand glauben. Dazu kommt, daß man von unseren Zusammenkünften Wind bekommen hat. Die gehässigen Randbemerkun-

gen werden nun nicht ausbleiben, so harmlos schließlich alles gewesen sein mag. Ich befinde mich also in einer unhaltbaren Situation und das Bewußtsein davon ist mir auf die Dauer unerträglich. Wenn es also wahr ist, daß Du mich so liebst, wie Du mir so oft beteuert hast, dann ist es ausgeschlossen unsere Eheschließung noch weiter hinauszuschieben.“

Sie schrieb noch ganze Seiten voll, in denen sie den Plan zu einem „einfachen, stillen Glück“ entwarf, bei dem „zwei Wesen ausschließlich sich selber leben, sich verstehen und sich erfüllen.“

Aber sie fühlte in ihrem inneren Zwiespalt, daß sie schließlich doch „nein“ sagen würde, im letzten Augenblick, besonders wenn der Onkel die Einwilligung zur Abfahrt verweigern und sie auf diese Weise gewaltsam an den Maler fesseln würde.

Und so entschlossen sie sich in ihren Briefen zeigte, so unschlüssig war sie im inneren Kampfe mit sich selber.

An einem Nachmittage saß sie in einem Rohrstuhl, den Kopf zurückgelehnt, ein Buch in der Hand. Sie schien zu lesen. Doch ihre Blicke glitten von den Zeilen durch das geöffnete Fenster auf den Garten,

dessen Bäume sich in der Sonne dehnten. Es schien Maud, als wollten sie heraus aus ihrer Schwere, aus sich selber, aus dem Erdboden, der sie gefesselt hielt.

Fräulein Winkler senior kleidete sich im Nebenzimmer an. Indem sie ihre Bluse zuknöpfte, blickte sie öfters kopfschüttelnd auf die Pendeluhr an der Wand.

— So hilf mir doch, rief sie aus. Ich komme heute nicht vom Fleck. Und ich verspäte mich natürlich wieder zum Bridge, wie jedesmal . . . Dabei ist es geradezu rücksichtslos, jawohl rücksichtslos! . . . So hilf mir doch.

Maud blickte ruhig zum Fenster hinaus.

— Aber Sante, es dauert ja bloß noch länger, wenn ich Dir helfe . . . Und dann wozu hast Du denn das Stubenmädchen?

Schließlich trat Fräulein Winkler in den Raum, in dem Maud noch immer im Rohrstuhl am Fenster saß.

— Lebwohl, sagte sie. In drei Stunden bin ich wieder zurück. Du bleibst doch hier?

— Wohin sollte ich denn gehen?

— Du hast recht. Weshalb frage ich überhaupt. Es ist ja selbstverständlich, daß Du nirgend hingehst. Ich fühle mich heute elend, jedenfalls nicht gesellschaftsfähig, vielleicht weil ich noch immer zu Hause bin. Also nochmals: Lebwohl.

Als Fräulein Winkler einige Minuten lang gegangen war, sah sie Mauds Onkel, Vetter Alfred, an der Straßenecke. Er sprach mit einem Herrn, den Fräulein Winkler nur vom Sehen kannte. Vetter Alfred schien aufmerksam zuzuhören. Der Fremde gestikulirte heftig und hob dabei öfters die Hand an das eine Ohr.

Als Fräulein Winkler an den beiden vorübergehen wollte, hielt der Vetter sie an.

— Ich möchte Dir Herrn von Träschky vorstellen, sagte er.

Sie blieb stehen und brachte etwas barsch die Worte „sehr erfreut“ hervor, geärgert, daß sie neuerlich aufgehalten werde.

Herr von Träschky hielt die Hand ans Ohr, dann sagte er:

— Ich bedaure sehr, meine Gnädige . . . Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben . . .

Sie betrachtete ihn verblüfft; er fuhr noch lauter zu sprechen fort, als ob auch Fräulein Winkler schwerhörig sei, wie er selber.

— Verstehen Sie mich nicht schlecht, meine Gnädige . . . Die Sache ist nämlich die: ich höre schlecht . . . So kann ich die Namen der Personen, die man mir vorstellt, nicht verstehen . . . Ich kann auch die Herrschaften nie erkennen, da ich sozusagen der Blindheit entgegengehe . . . Und ich könnte mir übrigens die Physiognomien gar nicht merken, da leider mein Gedächtnis schwindet . . . Wenn ich Sie also einmal auf der Gasse antreffe, werde ich Sie nicht grüßen und Sie werden mich dann für einen Flegel halten . . . Also nochmals: es tut mir sehr leid, meine Gnädige, daß ich ihre werte Bekanntschaft machen mußte . . .

Er zog tief den Hut und setzte sich in Bewegung mit trippelndem Schritt.

— Warum hast Du den Herrn in die Verlegenheit gebracht mit mir bekannt zu werden? fragte Fräulein Winkler, als von Träschky sich entfernt hatte.

— Er bringt ein wenig den Satz von den „Sünden der Väter“ in Erinnerung, der arme Alte, entgegnete Vetter Alfred. Aber es ist gut, daß ich heute mit ihm gesprochen habe. Es handelt sich nämlich um Maud.

Fräulein Winkler konnte nicht verstehen.

— Man hat Träschky verschiedenes über sie ins Ohr geflüstert, oder vielmehr ins Ohr geschrien, da er ja taub ist . . .

— Es ist gewiß wieder nur böswilliges Gerede, sagte Fräulein Winkler.

— Das ist möglich. Jedenfalls wird es nicht schaden, wenn Du Maud ein wenig kürzer hältst. Ich meinerseits widersehe mich, so lange ich mitzusprechen habe, absolut dem Plan, daß Maud zum Theater geht.

Fräulein Winkler verabschiedete sich plötzlich vom Vetter, der ihr verwundert nachsah. Sie durchquerte noch einmal den Weg, den sie soeben zurückgelegt hatte und stieg die steinerne Treppe wieder hinauf.

In der ersten Etage kam ihr Maud entgegen; sie fragte etwas ungehalten:

— Weßhalb kehrst Du noch einmal um, wenn Du Dich ohnehin verspätet hast?

Fräulein Winkler mußte sich am Geländer halten. Doch sie bemerkte sofort, daß Maud ihr neues weißes Kleid angezogen hatte, das sie nur am Sonntag tragen durfte.

— Wohin gehst Du? fragte sie.

— Ich gehe ein wenig spazieren. Ich halte es in diesen Löchern nicht mehr aus. Ich ersticke hier.

Hierauf wollte sie sich mit dem Ellbogen einen Weg durch den Treppenaufgang bahnen, der von Fräulein Winkler besetzt gehalten wurde. Doch diese faßte sie mit der einen Hand am Urme an.

— Ich habe mit Dir zu reden, sagte sie.

Hierauf erzählte sie das Gespräch mit Onkel Alfred, das sie wieder in die Wohnung zurückgetrieben hatte. Maud entgegnete ruhig:

— Es ist merkwürdig. Bisher hast Du immer betont, daß Du über dem Gerede der Leute stündest.

Sie wollte sich noch weiter darüber auslassen, als das Stubenmädchen einen Brief ins Zimmer brachte.

— Das muß Antwort auf eines meiner beiden Schreiben sein, dachte Maud.

Doch die Tante hielt den Brief schon in der Hand.

Fräulein Winkler musterte die Schrift des Umschlages, die ihr unbekannt erschien. Sie öffnete den Brief. Er trug das Datum des vorhergehenden Tages. Sie durchslog die Zeilen der kleinen, verkrüppelten Schrift, die von einer „wohlmeinenden Freundin“ stammten und weiter nicht gezeichnet waren. Ihre Hände begannen leicht zu zittern.

— Hier ist die Bestätigung, daß am „Gerede“ der Leute doch etwas wahr sein muß. Lies selber.

Maud durchslog ihrerseits den Brief. Sie las ihn ein zweites Mal, um eine Beschäftigung zu haben. Als die Tante sie ansah, zuckte sie die Achseln.

— Also auf anonyme Briefe fällst du herein! . . .

Mauds Ruhe stimmte Fräulein Winkler nachdenklich. Sie begann zu zweifeln. Vielleicht ist wirklich alles aus der Luft gegriffen, oder entstellt, verzerrt, wie die Buchstaben der verkrüppelten Schrift, wie all das, was man seinerseits über sie selber zu sagen wußte. Die Zeilen rühren offenbar von einem Feind der Familie her. Vielleicht stammen sie von einer Mutter, die eine Tochter zu verheiratet hat und die in Maud eine Rivalin ihrer Tochter sieht. Denn sind Mütter, die Töchter zu verheiratet haben, nicht zu allem fähig?

Doch wozu Mauds häufige Ausgänge zur „Schneiderin“? . . . Warum wollte sie auch heute das Haus verlassen, obwohl sie versprochen hatte zu Hause zu bleiben? Und dann, enthielt der Brief nicht genaue Angaben über das Vorhandensein eines „jungen Blondens aus bester Familie an der Peripherie der Stadt“ . . . Wer von den jungen Leuten ist blond und wohnt an der Peripherie der Stadt?

— Es ist Maler Franz, rief sie plötzlich aus.

Maud zuckte die Achseln.

— So sag es endlich heraus, fuhr Fräulein Winkler fort. Ich erfahre es ja schließlich doch. Und ich leide tausendmal mehr, wenn ich alles aus Dir herausreißen muß. Ich komme schon auf die tollsten Gedanken.

— Es kann ja auch Franz sein, wenn Du es absolut so haben willst.

— Er ist es bestimmt, Du hast es mir jetzt gesagt.

— Also gut, wenn Du es schon weißt. Er ist es . . . Ich bin bei ihm gewesen, es ist wahr. Wir haben uns geküßt. Das ist alles. Mehr kann man nicht wissen und mehr ist auch nicht geschähen. Und dazu habe ich ein Recht. Und schließlich heiraten wir ja, sobald dies möglich ist.

— Und wenn er Dich nicht heiratet?

— Das hängt von mir in erster Linie ab. Doch wenn wir nicht heiraten, gehe ich zum Theater.

— Vorausgesetzt, daß dein Onkel damit einverstanden ist. Und er will nichts vom Theater wissen, er hat es mir heute neuerdings gesagt.

— Wenn er nicht mit sich reden lassen will, fahre ich fort von hier. Auf jeden Fall wirst Du bald der traurigen Pflicht enthoben sein, mich weiter zu bewachen.

— Wohin willst Du fahren?

— Ich fahre in die Welt hinaus, wie ehemals meine Mutter.

Und sie zeigte auf eine Photographie, die abseits wie verbannt in einer Ecke des Zimmers auf einer Kommode stand. Eine Dame im Reitkleid blickte ruhig, kalt, wenn auch etwas verächtlich, fast herausfordernd auf den leichten Rauch ihrer Zigarette. Und das Bild schien aus seinem Versteck den ganzen Raum zu beherrschen.

— Ich spreche jetzt nicht von Deiner Mutter, warf Fräulein Winkler hastig ein.

— Du hast aber oft genug von ihr

gesprochen. Du hast mir oft genug gesagt, sie sei eine „elegante Abenteuerin“ gewesen und weiter nichts . . . Ich habe nun einmal etwas von ihr mitbekommen.

Fräulein Winkler heftete ihrerseits die Blicke auf das Bild, wie dämonisch davon angezogen. Es war als ob unter dessen Einfluß ein Entschluß in ihr reifte, denn sie sagte:

— Ich gehe.

— Zum Bridge? fragte Maud.

— Zu Maler Franz, lautete die Antwort.

Maud ging ihr einige Schritte nach.

— Zu Franz gehst Du nicht.

— Ich tue es sofort. Ich werde die ganze Angelegenheit heute noch in Ordnung bringen. Ich habe Deinem Vater versprochen, alles zu tun, was ich kann, damit Du nicht wirst wie . . . sie . . .

Und Fräulein Winkler senior zeigte ihrerseits auf das Bild in der Ecke.

— Laß meine Mutter in Ruhe, rief Maud aus.

— Ich spreche ja von Deinem Vater . . .

— Mein Vater hat sich selber herzlich wenig um mich gekümmert . . . Er war in Brasilien, in der Türkei, was weiß ich wo . . . Bloß hier ist er nie gewesen . . . Du brauchst Dich also nicht zu wundern, daß er für mich ein Fremder geblieben ist . . . Im übrigen hat er sich selbst über das Gerede der Leute hinweggesetzt, ich weiß es aus seinen Briefen . . .

Fräulein Winkler fühlte sich in Gefühlen verletzt, die sie sorgsam mit einem Kult umgab.

— Gut, sagte sie. Wenn Du so sprichst, rede ich kein Wort mehr. Du kannst tun und lassen was Du willst. Ich halte Dich nicht mehr zurück. Ich bewache Dich nicht mehr, obwohl Du weder verheiratet, noch beim Theater bist . . . Geh, werde eine Abenteuerin wie sie . . .

Maud stellte sich ihr gegenüber hin.

— Lieber das, wie eine alte Jungfer!... Und wenn man schon von mir redet, dann soll man doch wenigstens wissen warum.

Fräulein Winkler senior erbleichte.

— Aber lehre nicht mehr zu mir zurück, fuhr sie in gesteigertem Tone fort. Ich habe vieles für Dich getan, das wirst Du nicht bestreiten. Und ich könnte mich für Dich verbluten, weil Du für mich das Kind Deines Vaters bist und bloß sein Kind... Aber wenn Du Deinen Troß aufsehest, oder vielmehr „ihren“ Troß, dann sage ich Dir, daß ich nichts mehr von Dir wissen will... Ich ziehe meine Hand von Dir, ich verleugne Dich. Und Du wirst vergebens eines Tages Deine Hand nach mir ausstrecken, ich werde Dir meine nicht mehr reichen. Ich...

Maud lief zum Fenster, als wolle sie sich hinunterstürzen. Fräulein Winkler hielt sie fest.

— Ich glaube Dir doch nicht, daß Du hinauspringen willst. Aber die Leute könnten es glauben. Die glauben alles und fügen noch hinzu.

— Was gehen mich die Leute an. Ich pfeife auf sie.

— Tu es. Aber komm vom Fenster weg.

Fräulein Winkler senior spürte, daß ein Satz, ein Wort zu einer jener Ausbrüche führen könnten, wie sie dergleichen früher oft bei „ihr“ hat ertragen müssen. Doch Maud ließ sich auf das Sopha niederfallen, fing zu weinen an und schüttelte sich dabei wie unter Krämpfen. Die Krise war vorüber.

Fräulein Winkler senior ging auf dem Teppich auf und ab, wie wenn sie einen Ausweg suche. Sie betrachtete die orientalischen Eierbecher in den Kästen; der milde Glanz tat ihr wohl. Sie begann ruhiger zu urteilen.

Stehen wir nicht unaufhörlich oft unbewußt unter dem Einfluß einer unbestimmten und doch gewaltigen Macht, die

sich öffentliche Meinung nennt, die das Gewissen der Welt verkörpern will und dabei soviel von der primitiven menschlichen Grausamkeit enthält. Und steckt nicht etwas von dieser Grausamkeit, dieser Grausamkeit vergangener Zeiten, selbst in scheinbar harmlosen Menschen? Und es ist dieses die beruſsmäßige, sozusagen offizielle Grausamkeit der Henkersknechte, bei der die wahre Natur des Menschen unter dem Deckmantel von Konvention, Moral und Pflicht rücksichtslos und rückhaltlos zum Ausdruck kommt. Diese Grausamkeit spürt man in den Stunden der Krisen gleichsam in der Luft, auf unbestimmte Art, und findet sie dann plötzlich ausgeprägt, konzentriert, in einem einzigen Gesicht...

Indem Fräulein Winkler sich ungefähr dieses sagte, dachte sie an das eigene Leben, an eigenes Leid, doch sie hatte plötzlich das Bedürfnis, Maud gegenüber milde, weich zu werden.

Es war als ob die Nichte dies alles spürte, denn nach einer Pause sagte sie vom Sopha aus, auf dem sie bleich, mit verweinten Augen saß:

— Du solltest eigentlich doch zur Bridgепartie gehen, Tante. Es hat keinen Zweck, daß Du hier Trübsal bläst... meinetwegen.

Fräulein Winkler sah Maud an.

— Das denke ich mir eben auch... Man wird es mir übel nehmen, wenn ich dort als Partner fehle.

— Außerdem wird es auffallen. Man wird sich Deine Abwesenheit nicht erklären können.

— Auch da hast Du recht... Und man wird vielleicht von Dir sprechen, beim Bridge, wenn ich nicht dort bin...

— Freilich wird man es.

— Es ist also nötig, daß ich gehe... Die Freude am Bridge ist mir aber gründlich verdorben, das kannst Du mir glauben, Sie ging.

X.

Maud stand vom Sopha auf, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb:

Mein lieber Franz!

Sie berichtete zuerst über die Vorfälle des Nachmittags, dann fügte sie hinzu:

Ich fühle mich so allein und dabei so zerrissen, daß ich nicht mehr leben möchte. Ich weiß, daß Du die besten Absichten hast, aber Du bist zu schwach, liebes Kind, dem Leben gegenüber. Nun bin ich jedenfalls die Vernünftigere von uns beiden. Ich weiß, daß ich ein Stück von mir reißen muß, wenn ich mich von Dir trenne, doch ich weiß auch, daß diese schmerzliche Operation uns beide retten wird. Ich sage Dir also adieu und wünsche Dir, daß Du noch einmal einen Menschen finden mögest, der Dir so gut gesinnt ist wie ich es war. Und ich wünsche Dir, daß Du imstande seist, Dir diesen Menschen zu halten.

Ich fahre in die Welt hinaus und bedaure, daß ich nicht schon längst den Mut gefunden habe, dies zu tun. Es wäre uns beiden manches Leid erspart geblieben.

Doch jetzt folge ich endlich dem Beispiel meiner Mutter. Man hat mir so viel schlechtes über sie erzählt, daß ich schließlich etwas davon glauben muß. Aber ich bin doch ihr Kind! Und ich finde einen Halt an ihr in den Augenblicken, wo alles um mich herum zerfließt.

Sie hat es doch verstanden etwas aus ihrem Leben zu machen, in ihrer Art, die gute arme Mama!

Ich scheid mit Wehmut von Dir und bleibe trotz unserer Trennung

Deine Maud.

Als sie auf die Straße trat, wunderte sie sich, daß sie innerlich so ruhig, so wunschlos sei, daß sie so rasch überwinden konnte. Um sich auf das Postamt zu begeben, mußte sie einen Park durchqueren. Zwei Trauerweiden ließen ihre langen, dünnen Zweige bis zu dem Bache niederhängen, der ihre Stämme beneckte. Sie schienen sich am Lichte der untergehenden Sonne, am Wasser, das sie tränkte, zu erfreuen. Mit ihren herunterhängenden Blättern atmeten sie die milde Herbstluft des scheidenden Tages ein.

Ein leichter Wind ließ die gelben Blätter vom Boden aufwirbeln; er drehte sie im Kreise. Man konnte glauben, sie liefen einander nach, ohne sich einzuholen, wie bei einem ausgelassenen Spiel. Dann schüttelte ein neuer Windstoß neue Blätter von den Weiden und den anderen Bäumen des Parks. Sie lösten sich leicht, sie glitten mehr als sie fielen, sie drehten sich in der Luft und stimmerten dabei in der Sonne. Einige fielen auf das Wasser; wunschlos und schmerzlos trieben sie den Bach hinab. Doch ihr Fallen, ihr Verschwinden tat Maud weh, als lösten sich Seile von ihrer Seele.

Warum stimmt das Fallen der Blätter uns traurig, dachte sie. Warum erwecken die Weiden am Bache im Menschen Gefühle von Wehmut, Absterben und Trauer? Warum muß der Mensch soviel leiden, wenn er sich von etwas trennt? Und wir leiden am meisten, wenn wir uns scheinbar am leichtesten entschlossen haben zu vergessen.

Maud warf den Brief in einen Kasten des Postgebäudes. Das dumpfe Geräusch beim Aufschlagen der Briefe erweckte in ihr die Illusion als sei ihr Entschluß zur Wirklichkeit geworden.

Sie empfand das Bedürfnis sich auszusprechen, sich abreden zu lassen, um schließlich doch stand zu halten.

— Ich werde zu Karla gehen, sagte sie sich.

Sie bog in die Straße ein, die zum Hause der Freundin führte, als plötzlich ihre Blicke sich mit denen Kärgels kreuzten. Sie hatte keine Zeit mehr dem Schriftsteller auszuweichen, so wollte sie eiligst an ihm vorübergehen.

Zuerst schien er seinerseits Maud meiden zu wollen. Dann zögerte er offensichtlich: sein Gesichtsausdruck zeigte deutlich die Unentschlossenheit des Menschen, den zwei entgegengesetzte Kräfte gleichzeitig festhalten und weitertreiben. Schließlich blieb er stehen und küftete den Hut.

— Ich habe Sie lange nicht gesehen, gnädiges Fräulein, sagte er. Und doch wäre es vielleicht nach dem letzten peinlichen Vorfall gut gewesen — im beiderseitigen Interesse — einige ruhige Worte mit einander zu wechseln.

Sie entgegnete:

— Ich halte es nicht für nötig. Was damals „vorgefallen“ ist, kümmert mich schließlich so wenig wie der Vorfall von heute.

— Was ist denn heute vorgefallen?

Sie übergab ihm einen blauen Briefumschlag.

— Da, lesen Sie. Das ist angekommen.

Er überflog die Zeilen.

— Desgleichen wirft man in den Papierkorb, sagte er.

— Ich habe ihm keine Bedeutung beigemessen, entgegnete Maud. Im übrigen muß ich Ihnen ein Geständnis machen: als ich den Brief erhielt, habe ich unwillkürlich an Sie gedacht.

Er sah Maud fragend an.

— Sie haben mir doch seinerzeit gedroht, erklärte sie.

Da schwor er beim Haupte seines Kindes, bei seiner Liebe zur Kunst und seiner Liebe zu ihr, Maud, daß er nicht der Verfasser des Briefes sei.

— Gut, entgegnete sie noch ruhiger und scheinbar noch gleichgültiger

als bisher. Dann hat den Brief ein anderer geschrieben, oder vielmehr eine andere... Es kommt auch gar nicht mehr darauf an, da ich ja ohnehin diese Stadt verlasse.

Ihm war als erhalte er einen heftigen Schlag. Die Ruhe, mit der sie alles vorbrachte, erschien ihm noch unerträglicher wie ihr Argwohn und die Ankündigung ihrer Abfahrt. Es war ihm als wolle sie einen Abgrund zwischen den heutigen Tag und jenen „Vorfall“ schaffen.

— Maud, rief er aus, was habe ich Ihnen getan, daß Sie mich so quälen.

— Sie haben mir nichts getan. Doch all die kleinlichen, häßlichen Dinge, die mich hier umgeben, müssen aus meinem Leben verschwinden! Deshalb fahre ich fort!

— Und wohin gehen Sie jetzt?

Sie hatte noch immer das unbestimmte Gefühl, Kärgel sei daran schuld, daß sie leide. Jedenfalls konnte sie niemanden sonst verantwortlich machen, weil bloß er zur Stelle war. Sie suchte nach Worten, die ihn sicher treffen würden.

— Ich gehe zu Franz, sagte sie. Sie wissen es ja. Warum fragen Sie noch?

Er stellte sich ihr in den Weg.

— Zu Franz gehen Sie nicht.

Sie stampfte mit dem Fuß.

— Wenn Sie mich nicht auf der Stelle gehen lassen, weiß ich nicht was geschieht.

Doch er entgegnete mit Festigkeit:

— Es ist bloß Zufall oder ein Verhängnis, daß wir uns heute getroffen haben... Aber da ich schon hier bin, erkläre ich Ihnen klipp und klar: zu Maler Franz gehen Sie nur über meine Leiche.

Sie sah ihn an, nahe daran auszubrechen. Er war bleich. Er mußte tatsächlich in der letzten Zeit viel gelitten haben. Und Maud fand eine gewisse Genugtuung bei dem Gedanken, daß sie die Ursache dieses Leidens sei.

Sie nahmen den Weg wieder auf. Er fuhr mit leise bebender Stimme fort:

— Ich meinerseits habe alles getan, um Ihnen fern zu bleiben, um Sie zu vergessen. Ich habe alle Anstrengungen gemacht. Doch je mehr ich mich quäle Ihr Bild frei zu werden, desto scharfumm-rissener sehe ich es vor mir, desto mehr quält mich Ihre Grazie, Ihre Stimme, Ihr kaum merkliches Lächeln, Ihre ganze Person... Ihnen verdanke ich meine sittliche Welt, oder wenigstens den Anfang davon... Ich weiß, daß ich nichts mehr zu erhoffen habe und trotzdem...

Sie fiel ihm ins Wort:

— Und was wünschen Sie, daß geschehen soll? fragte sie in milderem Tone als bisher, wenn auch mit leichtem Spott.

Er dachte nach. Er sagte sich, daß es nur noch eine Möglichkeit gebe Maud zu interessieren und einige Augenblicke lang zu halten.

— Ich hole Franz hierher, sagte er.

— Das ist überflüssig, da ich mich schon von ihm verabschiedet habe.

— Aber Sie haben doch zu ihm gehen wollen.

— Ich will es nicht mehr. Oder, vielmehr: ich habe es gar nicht gewollt. Ich habe nur so gesagt. Es ist zwecklos die Wunden wieder aufzureißen, wenn sie sich schließen wollen.

Doch sie fragte nach einer Weile:

— Woher kennen Sie ihn übrigens?

— Man hat ihn mir in einem Kaffeehaus vorgestellt. Wir spielten gelegentlich miteinander Domino... Er wird Sie jedenfalls beruhigen, Ihnen klar machen, daß Ihre Abfahrt barer Unfinn ist... Ich frage also noch einmal: Wünschen Sie, daß ich ihn hole?

Sie zögerte. Dann antwortete sie in einem Tone, als ob sie Kärgel einen Gefallen täte:

— Gut. Holen Sie Franz, wenn

es Ihnen Vergnügen macht... Ich erwarte ihn bei meiner Freundin Karla. Er weiß wo sie wohnt. Ich habe ja ohnehin zu Karla gehen wollen.

Kärgel entfernte sich.

Maud stieg eine steinerne Treppe hinauf.

Im ersten Stock bog sie in einen langen Korridor ein. Sie sah sich instinktiv um, als sei es ihr peinlich bei ihrem Besuch bemerkt zu werden, der einer Freundin galt.

Als sie in das Zimmer trat, stolperte sie fast über einen Koffer, der vor ihr lag. Karla kam ihr mit offenen Armen entgegen.

— Ich habe ein glänzendes Engagement erhalten, sagte sie. Ich fahre an einem der nächsten Tage fort. Es wäre das beste, wenn Du mit mir kämst. Dein weiteres Zögern hat keinen Zweck.

Maud blickte zum Fenster hinaus. Auf der Straße erglänzte ein Baum mit dem spärlichen Laub, das ihm geblieben war, im Golde der untergehenden Sonne. Er wird von Minute zu Minute mehr ermatten und schließlich ganz erlöschen. Doch sein letztes Glühen schien Maud wie eine Mahnung sich mit ganzer Kraft an das Leben zu klammern — an das, was uns vom Leben geblieben ist. Die Tränen traten ihr in die Augen, als sie sagte:

— Ich kann mich nicht so rasch entschließen, mich von ihm zu trennen!

— Von Franz natürlich, rief Karla unwillig aus. Aber Du mußt Dich dazu zwingen!

— Dort kommt er, rief Maud vom Fenster aus. Laß uns für einen Augenblick allein.

Maler Franz trat bald darauf ein. Kärgel blieb im Vorzimmer zurück. Er konnte von hier nur zeitweilig einige Worte verstehen.

Der Maler sagte:

— Meine Eltern wollen es nicht. Oder vielmehr: sie wollen es jetzt noch nicht.

— Das hast Du mir ja schon einmal gesagt, antwortete Maud. Und ich ziehe die Konsequenzen, denn ich fahre fort.

— Aber ich kann ohne Dich nicht leben, Maud, rief der Maler aus.

Sie sprachen wieder leise, so daß Kärgel keine zusammenhängenden Worte mehr verstehen konnte. Doch plötzlich sagte Maud, mit lauter entschlossener Stimme:

— Gut. Jetzt hast Du mir Deine Denkungsart verraten oder vielmehr Deine Schwäche. Wir schlagen uns nicht zusammen durch, wir heiraten nicht. Das ist beschlossene Sache... Du wirst keine Kulissen malen... für mich... Aber das eine bitte ich Dich, ich erlebe es von Dir: lasse mich jetzt allein!

Doch der Maler blieb. Er beteuerte laut und zu wiederholten Malen: Ich kann ohne Dich nicht leben! Ich tue alles, was in meinen Kräften steht!

— Sie lieben sich, sagte sich Kärgel. Sie lieben sich wirklich. Oder sie glauben sich zu lieben!

Er dachte daran wie oft man ihm und seinem Werk „falsche Rhetorik“, „falsche Romantik“ vorgeworfen habe. Vielleicht war an all den Vorwürfen doch ein Kern Wahrheit. Jedenfalls würde er all das hergeben, all den Flitter, für ein wenig „stilles Glück“, oder selbst für ein wenig „stilles Leid“... Er würde alles hergeben, wenn es ihm vergönnt wäre, in der Nähe Mauds zu weinen oder selbst in der Nähe von allen beiden...

Der Maler stürzte heraus. Sein Gesicht war von den Tränen angeschwollen. Kärgel begleitete ihn. Doch schon nach wenigen Schritten verabschiedete er sich, wegen einer „dringenden Angelegenheit“.

Er trat leise in das Zimmer ein, in dem er Maud noch anzutreffen hoffte. Sie saß tatsächlich im matten Scheine

einer Lampe auf dem Sopha. Er kniete vor ihr nieder.

— Maud, sagte er, Sie sind nicht allein. Sie haben eine Stütze an mir. Ich riskiere den Tod für Sie.

Er wollte ihre Hand ergreifen. Maud zog sie rasch zurück. Sie erhob sich von ihrem Plaze.

— Begleiten Sie mich, Herr Kärgel.

— Wollen Sie am Ende zur Tante zurückkehren?

Maud dachte nach.

— Der Streit wird dort allerdings aus neue beginnen, besonders, weil es wieder spät geworden ist. Und ich bin nicht in der Stimmung stand zu halten. Tante meint es übrigens gut mit mir. Doch sie stammt aus einer anderen Zeit, die arme Haut...

— Ich stelle Ihnen meine Wohnung zur Verfügung. Ich übernachtete selber im Hotel.

Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Kärgel. Ich muß allerdings Ihr Anerbieten abschlagen, doch ich danke Ihnen dafür.

Hierauf verließen Maud und Kärgel die Wohnung Karlas. Seine Augen strahlten beim Licht der Gaslampen, wie die Augen eines Triumphators.

Doch Maud blieb vor dem Hause stehen. Sie betrachtete die Bäume der Straße. Die Blätter fielen stärker wie am Nachmittag, doch sie fielen noch immer langsam, wunschlos, schmerzlos. Und Maud empfand erneuten Schmerz bei dem Gedanken an die Gleichgültigkeit der Natur den Schmerzen der Menschen gegenüber.

— Ich habe vergessen, mich von Karla zu verabschieden, sagte sie. Außerdem haben wir uns so viel zu sagen... Sie ist mir immer eine wahre Freundin gewesen. Vielleicht bringe ich es doch zu stande, mit ihr wegzufahren. Leben Sie wohl, Herr Kärgel. Und nochmals: besten Dank.

Der Schriftsteller konnte sich nicht entschließen fortzugehen. Er hoffte, gegen seinen Willen, daß Maud vielleicht doch noch kommen würde. So wartete er im Treppenhaus bis der Hausmeister die Gashähne abdrehte. Da entfernte er sich, aus

Furcht, daß er auf den Steinfließen übernachten müsse. Vor seinem Tore angekommen, bemerkte er, daß er den Torschlüssel vergessen hatte. Als er anlautete, wurde ihm nicht geöffnet. Er mußte in einem Gasthof übernachten. (Fortsetzung folgt.)

Un der Wäch.

Schlif, menj härzet Schakken!
 Motter wacht un denjer Wäch,
 Bäter äs gor far am Kräch,
 Bäs e himkitt, häste gruif, —
 Di de schleft, wird hiusch wän Nuis.
 Schlif, menj härzet Schakken!

Schlif, menj härzet Schakken!
 Motter lit dich un der Hund,
 Bäter schägt det Bäterlund,
 Biet fuer än än denjem Drüm, —
 Di de biet, wird geat, wä e Lumm.
 Schlif, menj härzet Schakken!

Schlif, menj härzet Schakken!
 Motter äs noch änj ellin,
 Bäter kitt gor long net him.
 Bäs e himkitt, äs jä blich, —
 Di de schleft, wird itork, wän Ich
 Schlif, menj härzet Schakken!

Hans Lienert.

Der Eiferanj.

Nemm dese Ranj, dea inich Med,
 Det Fanjerchen eus Eisen.
 Der Eifer räst, ech zähn dervun,
 Et sal der, bäs ich wedjer kunn,
 Menj Läf och Tra beweisen.

Bewohr et rin, dea inich Med,
 Net liuf de Kost dru freßen;
 Läst dea mer rostich Flecken drunn,
 Ze wiß ich, wonn ich wedjer kunn,
 Datt tea mich höst vergeßen.

Wonn ich denj Tra, dea inich Med,
 Rin wä det Eise fanjden,
 Du sal't es, wonn ich wedjer kunn,
 End wonn ich net mi zähn dervun,
 Och vuer dem Elter banjden.

Hans Lienert.

Über die Entstehungszeit der magyarischen Siedelungen im Sachsenland

Von Georg Müller

Die Siebenbürger Sachsen haben anlässlich ihrer Ansiedelung im 12. und 13. Jahrhundert sogenannte Desertumsgebiete in Besitz genommen. Wie die Forschungen der ungarischen Gelehrten Pesthy, Karácsonyi und Zagányi erwiesen haben, gab es außer den vom magyarischen Adel besetzten Gebieten oder den sogenannten Komitatsgebieten noch sogenannte Grenzburggebiete, so beispielsweise im südlichen Siebenbürgen die Grenzburggebiete von Hatzeg, Selizte, Rotenturm (Talmesch), Fogarasz, Törzburg, ferner das Grenzburggebiet von Rodna im Nordosten Siebenbürgens. Diese Grenzburggebiete standen ursprünglich nicht im Besitze des magyarischen Adels, sondern des ungarischen Reiches und waren besonders mit rumänischen und petchenegischen Grenztruppen zum Zwecke der Verteidigung gegenüber den damals die Walachei beherrschenden Rumänen besetzt. Entsprechend diesem alten Verteidigungssystem gab es weiterhin drittens die den Grenzbürgen vorgelagerten, künstlich geschaffenen Wüstungen oder Desertumsgebiete. Solche Wüstungs- oder Desertumsgebiete bildeten beispielsweise das dem Törzburger Paß vorgelagerte Burzenland, ferner das den Grenzbürgen von Fogarasz, Roten Turm und Selizte vorgelagerte Gelände zwischen dem Altfluß und der Großen Kofel, sowie das als Gelände unter dem Walde oder gelegentlich auch als Zefeschgelände bezeichnete Gebiet, ferner im Nordosten Siebenbürgens den Bisstriker Distrikt als Vorgelände des Grenzburggebietes von Rodna. Zufolge der Rechtsgrundsätze des Mittelalters verfügte über solche

Wüstungsgebiete nicht das Reich, sondern der König, insoweit, als der König das Recht zur wirtschaftlichen Ausnützung dieser Gebiete (des sogenannten Königshodens) besaß. Der König verwendete zu solchem Zwecke sogenanntes Hofgesinde (udvornici), welches er teils als Viehzüchter, teils als Handwerker, Brückenmautverwalter u. dgl. nach freiem Ermessen ansiedelte und versetzte. Beispielsweise ist das königliche Hofgesinde an Zefeschkirch, Hatzhagen und Salzburg teilweise erst im Jahre 1263 beseitigt worden. Auch die neben den deutschen Ortsnamen schon im Mittelalter gelegentlich vorkommenden anderssprachlichen Ortsbezeichnungen sind auf solche zeitweilig bestandene Hofgesindesiedelungen zurückzuführen.

Wahrscheinlich ist nun spätestens im Laufe des 12. Jahrhunderts eine Änderung in der Auffassung über die kriegstechnische Bedeutung der Desertumsgebiete eingetreten, in dem Sinne, daß dem Könige das Recht zur Anlage dauernder Ansiedelungen auf diesen kriegstechnischen Wüstungsgebieten eingeräumt worden ist. Da gleichzeitig die deutsche Kolonisationsbewegung in Mitteleuropa in großem Umfange eingesetzt hatte, ergab sich für die ungarischen Könige die Möglichkeit unter anderem auf ihren siebenbürgischen Desertumsgebieten in großzügiger Weise deutsche Kolonien anzulegen, teils als Handwerker- und Kaufmannsiedelungen mit dem gerade zu jener Zeit hochentwickelten deutschen Stadtrecht, teils als Bauerngemeinden mit den ein fortgeschrittenes Betriebssystem in der Landwirtschaft aufweisenden Gewannsdörfern. Reiche Steuer- und sonstige Einnahms-

quellen erschlossen sich hierdurch für den König und ebenso reiche Bildungs- und Kulturmittel für die im Lande schon vorhandenen anderen Nationen.

Die besondere Rechtslage dieser Desertumsgebiete und der auf ihnen entstandenen deutschen Kolonien tritt nur unter anderem darin in die Erscheinung, daß diese Kolonien im Sinne einer Verfügung des Papstes vom Jahre 1199, sowie im Sinne des Andreanums vom Jahre 1224 den Zehnten an ihre Pfarrer entrichten und dem siebenbürgischen Bischof beziehungsweise dessen Rechtsnachfolger statt dieser Zehnten den sogenannten Kathedralzins (census cathedralicus, ius parochiale) einwähren. Daß nur die deutschen Kolonisten der Desertumsgebiete dieses Recht genossen haben, ist vor allem aus den Rechtsverhältnissen der deutschen Kolonien der Komitatsgebiete zu ersehen, indem die letzteren drei Quartern ihres Zehntens dem siebenbürgischen Bistum ausfolgen müssen und dafür von dem Kathedralzins befreit sind. Zweifellos ist das siebenbürgische Bistum anlässlich seiner Gründung mit dem Zehnten des magyarischen Adels der Komitatsgebiete beschenkt worden, so daß die auf diesen Komitatsgebieten entstandenen Kolonien im Gegensatz zu den Kolonien der Desertumsgebiete als zehntpflichtig gegenüber dem siebenbürgischen Bistum angesehen worden sind, und zwar ohne Rücksicht auf die Nationalität der Bewohner der auf diesen Komitatsgebieten entstandenen Gemeinden. Daß nicht bloß der magyarische Adel, sondern auch die übrige magyarische Bevölkerung ganz Siebenbürgens anlässlich der Bistumsgründung zehntpflichtig gegenüber dem siebenbürgischen Bistum geworden ist, ersehen wir unter anderem aus dem Anspruch des siebenbürgischen Bischofs vom Jahre 1213, wornach etwaige in das Burzenland, also auf Desertums-

gebiet übersiedelnde Szekler auch weiterhin gegenüber dem Bischof zehntpflichtig bleiben sollen.

Daß die in Frage kommenden Desertumsgebiete von Anbeginn schon mit Komitatsbodenensklaven durchsetzt gewesen sind, zeigt beispielsweise das komitatsbodenrechtliche Zehntrecht der Komitatsgemeinden der Kapitelsgebiete von Spring, Kaltwasser und Laffeln. Auch die nachmals zum Bisfirizer Distrikt gehörende Gemeinde Peterisdorf bei Bisfiriz, welche noch in den Jahren 1311 bis 1313 als grundherrliche Komitatsgemeinde bezeugt ist, weist das komitatsbodenzehntrecht auf. Desgleichen sind die auf dem rechten Ufer der Kokel gelegenen Gemeinden der Stühle Schäßburg und Mediasch schon zufolge ihres komitatsbodenrechtlichen Zehntrechtes als ehemalige Komitatsbodengemeinden anzusehen. Andererseits ersehen wir aus dem Desertumszehntrecht der zum Hermannstädter Stuhl gehörenden Gemeinde Fred, daß eine Desertumsenklave auch innerhalb des Grenzbürggebietes von Fogarasch möglich und vorhanden gewesen ist. Hervorzuheben ist ferner, daß die desertumsrechtliche Grundlage des Schelker Kapitelsgebietes gleichfalls unbestreitbar ist, weil für dieses Kapitel das komitatsbodenzehntrecht mit bloß einer Zehntquarte für den Pfarrer und drei Zehntquarten für das Bistum nicht bestanden hat. Wenn das Schelker Kapitel keinen Kathedralzins entrichtet hat, so findet diese Tatsache darin ihre Erklärung, daß das Schelker Kapitel zweifellos auf Grund besonderer Vereinbarungen dem Bischof statt des Kathedralzinses zwei Zehntquarten überlassen hat, gleichzeitig jedoch für die Pfarrer des Kapitels den lastenfreien Bezug der übrigen zwei Quartern (im Gegensatz von bloß einer Quarie auf Komitatsboden) gesichert hat. Mit Hilfe des Kathedralzinspflichtigen Zehntrechtes sind wir schließlich

in der Lage zu erweisen, daß der noch im Jahre 1916 für mehrere Gemeinden des Bistriker Distriktes behauptete komitatshodenrechtliche Ursprung bloß für die schon erwähnte Gemeinde Petersdorf zutrifft.

Wenn wir nun gegenüber diesen Rechtsstatsachen finden, daß auf den Desertumsgebieten des Sachsenlandes mehrere magyrische Kolonien von der Zehntpflicht gegenüber dem siebenbürgischen Bischof befreit sind und ihre Zehnten gleich den Sachsen dem Pfarrer entrichten, so ist diese Tatsache lediglich aus der Entstehungsart dieser magyrischen Kolonien zu erklären. Gleichwie ich in meiner Darstellung über die ursprüngliche Rechtslage der Rumänen im Siebenbürger Sachsenlande (1912) nachweisen konnte, daß eine ganze Anzahl rumänischer Gemeinden an Stelle von durch Mongolen und Türken zerstörten deutschen Gemeinden begründet worden sind und daß diese Entstehungsart vor allem in der Zehntpflicht dieser rumänischen Gemeinden gegenüber dem sächsischen Pfarrer in die Erscheinung tritt, ebenso ist die Entstehung all jener magyrischen Gemeinden des Sachsenlandes,

welche das deutsche Zehntrecht der Desertumsgebiete aufweisen, nur so zu erklären, daß die magyrischen Bewohner dieser Gemeinden an die Stelle der teilweise oder ganz ausgestorbenen deutschen Bewohner dieser Gemeinden getreten sind, indem sie bloß als Rechtsnachfolger der deutschen Kolonisten der Desertumsgebiete in den Besitz des deutschen Zehntrechtes gelangen konnten. Als solche nachträglich an Stelle der ganz oder teilweise ausgestorbenen deutschen Bevölkerung eingewanderte magyrische Kolonisten sind unter anderem anzusehen die magyrischen Bewohner der Gemeinden Sakadat im Hermannstädter Stuhl, Halmagen im Repser Stuhl, Kleinkopisch im Schelker Stuhl, Broos und Tordesch im Brooser Stuhl, Schell und Totsch im Bistriker Distrikt. Die gelegentlich als Flurname vorkommende Bezeichnung Ungersdorf ist, soweit für solche Gebietsteile nicht ausdrücklich komitatshodenrechtliches Zehntrecht nachgewiesen werden kann, nicht auf ursprünglich magyrische Bewohner dieser Gebiete, sondern bloß auf zeitweilig vorhandene magyrische (adlige) Besitzer von untergegangenen desertumsrechtlichen Gemeinden zu beziehen.

Auf einer Wiese

Siehst du den Ritter am Waldrand stehn?
Komm, wir wollen heimlich und schnell
hinaus auf die blumige Wiese gehn,
eh' es zu spät!

Weit dehnt sie die blühenden Arme aus,
komm, laß uns trinken die grüne Luft,
schon tritt der Schwarze ins Licht heraus —
wen sucht sein Blick?

Drüben der Baum unter'm Abendrot,
wie seine Krone im Glanze loht!
Wird er einjt auch wie Nische verwehn,
durft er doch flammend im Dasein stehn!

Regine Ziegler

Mord?

Von Helene Burmaz

Klinglingbrrrrrrr... „Halloo? Hier Doktor Gerstenecker. Guten Morgen Herr Doktor! Verzeihung wegen der Störung zu solch unangenehmer Stunde. Könnten Sie mir einen Detektiv, am besten sagen wir Frühbeck und den Doktor Hall sofort schicken. Es ist da ein ganz besonderer Fall... Unmöglich, wieso? Es wäre mir sehr viel gerade an den beiden Herren gelegen, der Fall ist durchaus ungewöhnlich, wie gesagt... Doktor Hall ist seit drei Tagen krank, nicht im Dienst, hm, das ist fatal, ja, das tut mir ganz besonders leid, er sieht so viel tiefer als andere... Den Fall mitteilen?... Ist nicht ganz leicht. Heute Nacht ist in der Fichtegasse 14, I. Stock, Tür 6 eine junge Dame unter ganz merkwürdigen Todeserscheinungen gestorben. Ich wurde vom behördlichen Arzt verständigt. Sie war eine geschiedene Frau und lebte elegant unter glänzenden und sehr bewegten gesellschaftlichen Verhältnissen. Übrigens mit alter Mutter. Diese scheint durch den Tod geistesgestört und für Aussagen momentan vollkommen ungeeignet. Der Arzt redet von einer bisher noch nie beobachteten Zersäferung, gleichsam Auflösung und Verflüchtigung der Nerven, möglicherweise auch von suggestiver Fernwirkung mit mörderischer Absicht, Fernhypnose mit tödlichem Ausgang, Hinüberdämmern aus transzendentem Schlafzustand in den Tod, weil der Zustand vom Hausarzt nicht erkannt worden sei usw.* Ich selber überblicke die Situation auch noch nicht. Es ist auch ein rätselhafter Brief da, dessen einen Teil zu entziffern nicht gerade leicht ist, er scheint ebenfalls unter mächtiger fremder Einwirkung geschrieben worden zu sein, mit der die Tote verzeißelt zu ringen schien. Der Fall erfordert Studium...

Sie fragen, ob man den Täter etwa ahnt oder kennt? Die Sache ist sehr ernst. Genaues scheint im Brief nicht enthalten. Also bitte Herr Doktor auf jeden Fall Frühbeck, sobald er verfügbar ist... Ja, ja! Sie scheinen sich also für den Fall zu interessieren. Will morgen wieder berichten... Sehr schön, danke, ist recht. Bitte, sobald als möglich! Guten Morgen Herr Doktor!“

Dr. Gerstenecker legte den Hörer zurück und fuhr sich mit den fünf Fingern der linken Hand durch seine aschblonde spröde Mähne und während er den Einlauf der zu bearbeitenden Aktenstücke durchsah, warf er immer wieder einen prüfenden Blick auf den gewissen Brief, der auf vornehm großem Leinenbriefpapier von gelblichbrauner Farbe begann und auf dem Lösblatt der Schreibmappe endigte. Endlich wendete er sich mit vollem Interesse dem Schreiben dieser schwungvoll energischen Frauenschrift zu und machte, während er las, stellenweise schlagwortartige Notizen auf einen kleinen Handblock. Er las:

Heute Nachmittag mußte ich plötzlich mit unglaublich gesteigerter Klarheit und sonderbarer Wucht an einen großen schlanken Herrn denken, den ich einmal bei Baron B—s traf. Er hatte ein schmales bleiches Gesicht, darin standen zu merkwürdige große graue schwarzumrandete Augen. In ihnen las ich plötzlich irgend eine mir unfassbare Bestimmtheit, die mich packte und willenlos machte und las irgend eine Beseffenheit, die mich in der Erinnerung toll machte. Dann auch wieder wie eine Ahnung, daß er den Willen haben könnte, mich zu mißhandeln und zu Unwürdigem zu benutzen. Aber das ist ja ein ganz absurdes verrücktes Zeug,

denn er sprach ja außerordentlich liebenswürdig mit mir und mit einer Ehrerbietung, die durch ihre Unmotiviertheit geradezu auffiel. Wie kurz ist ein Augenblick und wie voller Rätsel kann er sein. Es ist Wahnsinn dies, es sind krankhaft erregte Stimmungen. Ich bin unzurechnungsfähig. Diesmal scheint der März besonders scharf zu wirken. Jener Herr geht mich weniger an, als alle anderen . . .

Gestern traf ich ihn im Park. Groß und dunkel trat er aus dem Marmortempel hervor und da kam es mir plötzlich übermäßig lächerlich vor, wie der Herr im modernen Überzieher aus einem griechischen Tempel trat. Er wirkte so gar nicht dämonisch. Ich beachtete kaum, daß er mitkam und wir zum Teiche gingen. Er sagte belanglose Worte:

„Sehen Sie, die Enten haben hier überwintert, nun stehen sie Kopf, ein Zeichen, daß sich dort unten schon Lebendiges regt.“

Ich war etwas abwesend und sagte wohl mehr für mich selber, als für ihn: „Ich möchte doch wissen, ob wir Menschen, wenn wir ehrlich sind, die Tiere eigentlich beneiden um ihren unbewußten Zustand, sie machen immer einen solch vergnüglichen Eindruck, ein Tier weiß immer, was es will und wozu. Und können wir uns dessen, was wir vor ihnen voraus haben, eigentlich recht freuen?“

„Nun ich glaube, daß die Menschen, welche schwächlich immer nur das Unerreichbare wünschen, jenes tierische Dämmern sich zu einer Art Gottähnlichkeit umträumen. Die Menschen aber, die stark genug sind, alle unsere Kräfte und Erfahrungen zu nützen und sie ihrem Glück dienstbar zu machen, die werden mit heiligem Eifer gerade das ausbauen, was uns recht eigentlich zum Menschen macht und werden nur darin ihr Glück sehen.“

„Ja . . . und was erreichen sie dann damit?“

„Wie immer man es umschreibt, ich glaube alles geschieht um der Ekstase willen, dies Erschauern können, dies Glücksgefühl, das uns schreien läßt und Flügel hat, überhaupt der Traum vom Schweben . . .“

„Und woher wissen Sie denn so genau, daß das erhabeneren Gefühle sind, als die zwei Käfer haben, wenn sie sich den schönsten Blütenkelch zum Brautbette machen?“

„Das weiß ich ja nicht, es kann uns auch nicht in erster Linie interessieren. Halten wir uns an Erreichbares.“

„Ich glaube der höchste Glückszustand bei allen Lebewesen ist ähnlich!“

„Es ist möglich und doch schreit etwas in uns nach Verfeinerung, nach höchstmöglicher Kultivierung, trotzdem wir wissen, daß das Hinausschweben über den bewußten Zustand, der uns lästig ist, dann bedeutend schwerer erreichbar ist. Und doch schreit alles in uns darnach. In jedem von uns. Nur ist die Veranlagung verschieden und betätigt sich auch verschieden. Der eine findet höchste Momente in seiner Arbeit, seinen Forschungen, andere im Natur- oder Kunstgenuß, im Spiel, im Sport, in der Liebe, in Giften. Die einen nennen es Höhen, die anderen Tiefen. Diese heißen es Rausch, jene Verzückung, aber das sind schließlich Worte, gemeint ist immer dasselbe.“

„So sollte es wirklich immer dasselbe sein, was die Menschen letzten Endes erstreben?“

„Immer dasselbe, nur muß sich der Gebildete um das Glück in heißem Streben bemühen, während der Rohe, um zum selben Resultat zu kommen, zufrieden pfeifend, ins Kino rennt. Was jeder erreicht, ist Temperamentssache, jeder muß ringen um die Freude. Der Lebenskünstler erjagt sie oft.“

„Wie merkwürdig dies Wort nun klingt, nicht?“

„Ja einer, der mit seiner starken

Lebensfülle überall eintaucht und das Schönste genießt. Er braucht auch gar nicht überall einzutauchen, die wirklichen Schönheiten haben sich immer wieder bewährt durch die Jahrhunderte.“

„Aber bunt muß der Strauß doch wohl sein?“

„Nein, Einförmigkeit gibt es nicht und Bescheidenheit auch nicht . . . Haben Sie das Gefühl des Schwebens schon einmal gehabt, Gnädige Frau, oder halten Sie sich immer so ganz fest in der Hand?“ Er lächelte matt und etwas spöttisch.

„Gewiß, ich träume zuweilen und dann sogar immer schön.“

„Nein . . . nein . . . nicht das meine ich, ich weiß vielmehr, daß Sie nie gefühlt haben, wie Sie sich spalten in zwei Wesen, das eine entflieht in unbekannte Räume und das eine Unwichtige bleibt auf der Erde und das blutet auch, wenn Sie sich in den Finger stechen und dennoch entscheidet das Entflozene dort oben alles, was Sie tun . . . Noch nie? . . . Ich wußte es.“

„Ich lebe zufrieden . . .“

„Niemals ein Aufbegehren, ein starkes aufrührerisches?“

„Jetzt ist ja März, o es braust schon manchmal, o ja . . .“

Da trat eine Bekannte auf uns zu und machte unserem Gespräch ein Ende. Da sah er mich noch einmal tief an und drückte mit einer geheimnisvollen Gebärde den schlanken Zeigefinger auf die hohe Stirne zwischen die beiden übergroßen grauen Augen, die schwarzumrandet aus der Dunkelheit glommen — als sei dies zwischen uns ein geheimes zauberisches Zeichen. Und doch war es nichts anderes, als daß ich mich mit einem fremden Menschen in ein Gespräch eingelassen hatte.

Merkwürdig, es gibt Menschen, denen Ungefährlichkeit und Belanglosigkeit im Gesicht steht. Wir vertrauen ihnen blindlings. Wenn wir erfahren sollten, daß

sie unsere Güte schändlich und gemein mißbraucht haben, daß sie uns betrogen und ausgezogen haben, daß sie unseren Bruder zu Tode gemartert, daß sie unsere Schwester verführt haben: wir glauben dennoch nicht an ihre Schändlichkeit, eher noch an einen Irrtum des Himmels, oder an eine Lüge der Berichterstatter. Was immer sie tun, sie können nicht in die Tiefen unserer Seelen kommen. Andere wieder sehen wir nur von ferne, aber ein Blick erschüttert uns, eine Kopfwendung läßt unser Blut erstarren, eine Geste erfüllt uns, erfüllt uns, erfüllt uns. Warum? Ich sehe jenen weißen langen Finger, wie eine zweite Nase zwischen den großen Nachtaugen hervorstechen. Was mag der Mensch mit mir wollen? Wer ist er? Was hörte ich alles über ihn? Er soll verheiratet sein. Ja . . . Seine Kollegen . . . Aber Unförmig, was gehen mich diese Sachen an. Ich will ja nichts von ihm, noch er von mir, ich liebe ihn nicht, ich hasse ihn nicht, er ist mir vollständig gleichgültig, nur denken, denken muß ich immerzu an zwei große graue Strahlenaugen . . . Blödsinn.

Schweben, Mutter, schweben, zu fühlen, wie einmal die Zügel meines Seins sachte den matten Händen entgleiten. Wie selig, einmal den Wagen ziehen lassen. Warum bin ich müde? War der Weg so lang? Wehte der Wind so scharf? Ein Mensch kommt auf der Straße mir entgegen. Er grüßt meinen schönen Wagen und die zwei kräftigen Pferde. Eine Frau sitzt drauf, die Frau starrt mit aufgerissenen Augen ins Weite. Dennoch schläft diese Frau. Der Mann ist stark und will die Zügel nehmen, ein wenig nur. O es ist so süß. Ich gebe sie ihm hin. Ich ließe mir alles geschehen. Nur nicht erwachen. Nur du darfst den Arm um meine Schultern legen. Komm, komm, ich weiß nicht wer du bist, doch kenne ich dich von Anbeginn.

Du bist: er. Darum soll mit mir geschehen, was du willst.

Ei, wie schön ist es doch zu träumen, ich weiß nicht, was mit mir geschieht. Alles in mir will nur dies. Alles um mich will nur dies. Daß ich bisher nicht wußte, wie süß es doch ist. Die Luft redet mir zu, alle Ahnen in mir wollen nur dies, alle Wälder, durch die ich je ging und alle Städte, die ich je gesehen, alle wollen nur dies. Alle Bilder, die ich je sah, alle Musik, die ich hörte rauscht dies, alle Wasser, in denen ich gebadet und alle Weine, die ich je getrunken, alle wollen nur dies mit mir . . . Sie alle haben mich so weit gebracht, daß ich jetzt schenken kann, schenken und alles, was ich je tat und je gewollt habe, habe ich nur gewollt und getan, um dies wonnige Nichtwollen und dies wonnige Nichttun zu üben. Und wußte es doch nicht, was mir gefehlt hat, all die Zeit. Einer wußte es schon lange. Einem war ich wie aus Glas, er sah alles dies in mir und freute sich, daß ich blind war bis dahin und daß ich reif war. Und ich wurde still und dankbar, denn ich hörte seine Stimme rufen:

Unter all den andern Doktoren, Assessoren, Offizieren, Räten tauchte ich dir auf und war dir nicht mehr als sie. Mir aber warst du gleich das Besondere, als ich dich zum erstenmal sah. Du warst zum erstenmal mir Jemand. Du warst mir Antwort auf dies große qualvolle und lebenslange Warum. Nun plötzlich loderte meine Kraft auf, die ich all mein Leben lang mit allem Sinnen und Trachten, mit allem Wünschen und Hoffen, mit Träumen und Taten, im Schlafen und Wachen gezüchtet habe: für dich. Nun hatte ich eine noch nie gebrauchte, eben erst erwachte Kraft. Ein Mensch, der kam jung ins Gefängnis, mit sich brachte er die Sehnsucht nach Licht: nur einmal zu baden in der Sonne. Nun arbeitet er und schafft im Geheimen und sagt mit kleinen Feilen, jede Nacht, wenn alle

andern schlafen. Einmal nach vielen Jahren, er ist längst ein grauer Mann: da sieht er durch eine Lücke das Licht, das Himmelslicht. Wird er schreien, wird er beten, wird er weinen? Alles, alles wallt in seinem Herzen brausend umher. Ich wollte schreien, als ich dich zum erstenmal sah. Aber man macht sich ja in der Gesellschaft durch jeden Gefühlsausbruch lächerlich. Ich kam dir nah und sah in deine Augen, sie waren verwunschen und verschleiert und sahen immer an mir vorbei, oder sie wurden leer und hohl, wenn sie mich ansahen. Das war mir so, wie wenn der Gefangenenaufseher den Gefangenen, der ein Leben lang sich zum Licht gearbeitet hatte, niederschlagen wollte. In mir wehklagte es: alles ist doch Betrug, der Glaube hat gelogen, verloren ist alles, denn ich fand sie, die ich suche, sie aber sieht mich nicht. Durch deine Gleichgültigkeit machst du mich ja zum Raubtier, durch dein Vorbeisehen weckst du übermenschliche böse Kräfte in mir. Weib, was machst du aus mir? Schone mich, schone dich! Plötzlich stand riesenhaft ein dennoch in mir auf. Mächtiger als alles, was ich bis dahin im Leben erfahren. Dennoch. All mein vergossenes Blut und alle Tränen und alles, alles kann nicht umsonst gewesen sein, o ich bin ja so stark geworden aus Sehnsucht nach dir. Ich werde dich doch gewinnen, wie noch nie ein Mann ein Weib eroberte und du sollst mir gehören, wie du noch niemals einem angehört hast. O, hättest du mich gehaßt, aus Dankbarkeit wäre ich dir zu Füßen gefallen. Nur diese Langeweile war mir unerträglich. Alle meine Gedanken wurden Rache, denn in mir war alles unbeschreiblich wund und so tatendurstig alles in mir. Alles in mir strömte und ich wußte nicht, war es das Gute, das ging und sog neue Kräfte aus allen Rüstern und wußte nicht, war es das Böse, das zu mir kam. Wofür gab mir

ein Gott solche Kräfte? Rasen wollte ich in deinem Besitz. Tief, tief wollte ich meine Arme in das Blut deiner Seele eintauchen. Alles durfte ich ja wollen, übermenschliches durfte ich wollen mit meiner Kraft. Du, die mir weniger Aufmerksamkeit schenkte, als einer Ratte, du solltest nun werden wie ich. Ja. Ja alles sollst du mir schenken. Sieh, deine Glieder fallen dir ab, sie gehören mir, dein Fuß geht wie ich, deine Arme bewegen sich, wie ich, deine Stimme redet rauher: wie meine, du wendest den Kopf, wie ich es mache. Du hückst dich zur Erde, ich lehrte dich wie. Du wirst dich als mich fühlen. Ganz. Und mußt mich nun in jeder Fieber fühlen, den du nie beachtet und den du nie geliebt. Ich werde darum wachen und beten . . . und wenn du erdrückt in meinen Armen umsinkst, wenn du dann tot bist, Herrin, dann wird mir ganz unsäglich weh ums Herz werden, dann will ich auch sterben. Wenn du so mein geworden bist, dann gibt es ja für mich nichts mehr auf der Welt. Gar nichts. Und du wirst dich willig mir überlassen. Siehe ich zeige dir dein Glück; jeder Mensch hat nur eins. Du mußt, du mußt und wirst jauchzen in meiner Umflammerung. Wie freue ich mich an dir, herrlicher Mensch. Du mein Geschöpf. Ich liebe dich, Weib, du meines, du meine todgeweihte Braut . . .

Dr. Gerstenecker hatte unter fieberhafter Spannung zu Ende gelesen. Der mittlere Teil des Schreibens war schwer zu entziffern, weil da zwei Schriftarten miteinander kämpften und die Buchstaben teils flach, teils Steilschrift waren. Gegen Ende wurden die Buchstaben wieder einheitlich: eine etwas nervöse flackernde Männerschrift. Der Brief schien an verschiedenen Tagen fortgesetzt worden zu sein und in fliehender Eile, wie auf Befehl geschrieben.

Gerstenecker saß in tiefen Gedanken und rauchte stark.

Da trat ein etwas beleibter Herr ein und nahm mit nachdrücklicher Wucht Platz. Es war Dr. Eichwede, der Hausarzt der Toten. Er berichtete trocken schmazend über den Fall. Die Veränderung sei drei Tage vor dem Tode in auffallender Weise vor sich gegangen. Er habe sie anfangs für gewisse hysterische Störungen gehalten, wie sie bei den Frauen im Frühjahr nicht selten seien. Organische Reflexstörungen habe er nicht festgestellt. Die Überspanntheit habe bald in erschreckendem Maße zugenommen, wilde krampfartige Szenen haben mit Zuständen wie überirdischer Entrückttheit gewechselt. Das Gesicht sei ein anderes geworden, die Bewegungen nicht zu erkennen. Auf jeden Fall habe er es für richtig gehalten, sie einige Tage mit einem Pfleger zu Hause unter Beobachtung zu halten. Am Tag vor ihrem Tode soll sie gesagt haben: „Bald ist nun nichts mehr störendes da, nichts mehr. O es ist schöner, als sich denken läßt. Du, du Starker, dann komm ich, bin ganz du!“ In jedem Belang ein rätselhafter Fall. Ob nicht der Brief einige Aufklärungen gebe. Der Hausarzt hatte ihn noch nicht gelesen.

Gerstenecker hatte stellenweise, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, zugehört.

Da wurde er angerufen. „Hallo. Hier Doktor Brunner. Guten Tag Herr Doktor. Muß Ihnen leider mitteilen, daß Doktor Hall gestern Nacht plötzlich gestorben ist. Sagte Ihnen schon, daß er seit Tagen nicht im Dienst war. Man redet von Selbstmord. Seltsame Geschichten. Wollte das nur kurz mitteilen. Vielleicht schicke ich Ihnen Doktor Knall zum Ersatz. . . Nicht? Nun gut. Habe Eile. Guten Tag. Grüße.“

Doktor Eichwede verabschiedete sich geräuschvoll.

Gerstenecker saß in seiner früheren Stellung über den Brief gebeugt und die amtlichen und die außeramtlichen Gedanken führten einen tollen Wirbeltanz in seinem Kopf auf.

Alte Glückwunschkilder

Von Emil Sigerus

Zu den mancherlei Sitten und Gebräuchen, die aus vorreformatorischer Zeit sich bei uns erhalten haben, gehört auch die Feier des Namenstages. Der Namenstag ist jener Tag, der im Kalender dem Heiligen, dessen Namen man trägt, gewidmet ist. Nun hat Luther die Heiligen einfach abgeschafft, damit auch die Feier dieses einem Heiligen geweihten Tages. Tatsächlich wurde in protestantischen Ländern der Namenstag nicht weiter beachtet, vielmehr trat an seine Stelle die Feier des Wiegenfestes — des Geburtstages. Es ist ein Zeichen des konservativen Sinnes der Siebenbürger Sachsen, wenn sie trotz der Annahme der Lehre Luthers an der Feier des Namenstages festgehalten haben bis auf den heutigen Tag.

Freilich, in so festlicher Weise wie in der guten, alten Zeit wird die Namenstagsfeier kaum noch begangen. Damals überbrachten nicht bloß die nächsten Verwandten, sondern auch fernstehendere Hausfreunde und Nachbarn mündlich und schriftlich ihre Glückwünsche dar. Bei hervorragenden Persönlichkeiten verschönerten die Stadtk Turner durch Musik den Festtag. Auf dem Dorf zeigte bei dieser Gelegenheit der Kantor seine Kunst.¹⁾ Auch sparte man dabei nicht an Freuden schüssen, die die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf das Familienfest lenkten.

Natürlich ließ der oder die Gefeierte es sich nicht nehmen, die Gratulanten zu bewirten, und daß dergleichen Festivitäten schließlich ausarteten, geht aus der Hermannstädter Polizeiordnung des Jahres 1752 hervor, denn mit Punkt 6 dieser Verordnung wird dem bunten Treiben ein Riegel vorgeschoben. „Bei Einfallung“

heißt es dort „der hohen Fest- oder Namenstage wird künftig die in die Gewohnheit gekommene Gratulationshöflichkeit bei Strafe von 30 Gulden völlig aufgehoben sein, außer zwischen Eltern und Kindern und leiblichen Schwägern.“

Indes allzuviel nützte diese strenge Verordnung nicht, ja sie kam gar bald, gleich der Hochzeit- und Kleiderordnung jener Zeit, in Vergessenheit. Der Lärm bei den Namenstagsfesten dauerte fort, bis endlich der Behörde doch die Geduld riß und sie 1827 dem „gemeinen Volk“ die Gewehre abnahm, damit wenigstens die unnötige Schießerei bei diesen Festen ein Ende nehme.

Es war natürlich, daß jeder, der ein poetisches Aderchen besaß, Herz auf Schmerz und Liebe auf Triebe reimen konnte, es sich nicht entgehen ließ, seine Glückwünsche schriftlich darzubringen. Gewöhnlich wurden dann die gutgemeinten Verse mit gleichfalls gutgemeinter Malerei umgeben. Es gab Leute — denn Maler oder Künstler wäre zu viel gesagt —, die auf Bestellung Glückwunschkilder malten. Aber diese Bilder wurden nicht selten von dem Gratulanten auch selbst mit gemalten Blumen geschmückt. So bewahrt die Familie Hann von Hannenheim noch ein solch häusliches Kunstprodukt auf, mit dem der junge Stephan von Hannenheim „seine liebe Mama“ an deren Namenstag am 16. Juli 1793 erfreut.

Die gemalten Glückwunschkilder sind Äußerungen der Neigung des Volkes, sich für die wichtigeren Lebensabschnitte ein Gedenkzeichen zu schaffen. Von künstlerischem Wert sind sie nicht, wohl aber können sie das sittengeschichtliche Interesse beanspruchen, weil sie manchmal als Trachten- und Sittendarstellungen volkskund-

¹⁾ Teutsch F., Geschichte der Siebenbürger Sachsen II, S. 250.

lichen Wert besitzen. Ihr bester Wert besteht jedoch darin, daß sie ein Zeichen der Handfertigkeit des Volkes sind, da es sich nach Kräften bemüht, bei dieser Gelegenheit das Schönste hervorzubringen. Es sind vom natürlichen Kindergeist des Volkes inspirierte Arbeiten.

Häufig haben Namensstagsglückwunschkilder eine ganz respectable Größe. So mißt das in meinem Besitz befindliche Original der Abbildung 1 unserer Kunstbeilage bei einer Breite von 47 cm eine Höhe von 64 cm. Die um die Schrift gemalten Blätterränken sind mittelgrün, die Blumen vorherrschend zinnoberrot und ultramarinblau, ihre Staubgefäße dagegen vergolde. Die Aufschrift lautet: „Aufrechtiger Wunsch eines Vatter-Herzen an dem glücklich erlebten Namens-Feste 1779 seiner geliebten Tochter Rosinam Gebörne Gilttschin Vermählte Rinnin, Psalm: 85, V. 11 der Herr laße Güte und Treu einander begegnen und sich küssen“. Unterschrieben ist dieser Glückwunsch von „Joannes Gilttsch im 62ten Jahre seines Alters 2 Monate und 12 Tage“. Als Beispiel der Dichtkunst dieses guten Vaters seien von dessen acht Strophen, die die Mitte des großen Blattes füllen, nur die erste und sechste hier wiedergegeben:

„Tief prägt Gott die süße Triebe
Der unaufhörlich starken Liebe
Ins warme Väterliche Herz.
Froh ist dies bey des Kindes Freuden
Doch bey den allerfeinsten Leiden
Weint schon aus ihm der bittere Schmerz.
Mit welchem Wunsch, mit welchem Seegen
Soll dich mein Vatterherz belegen?
O! Du Geliebte meiner Brust!
O! Daß es deiner guten Seele
An wahrem Glücke niemals fehle
Wie an der reinsten Himmelsluft!“

Die Originale der Abbildungen 2 und 3 haben bloß kleines Quarzformat. Die Blumenkränze sind flott gemalt und zeigen eine geübte Hand. Die Initialen bei Abldg. 2 sind rot-gold, bei Abldg. 3

blau-gelb gehalten. Das in Abldg. 2 wiedergegebene Glückwunschkild ist der Catharina Samnerin, das andere dem Daniel Henrich gewidmet. Ein drittes, gleich den vorhergehenden in meinem Besitz befindliches Glückwunschkild ist in derselben Ausführung, wie jenes der Abldg. 2, trägt aber keinen Namen und nur die aus kleinen Rosen gebildeten Initialen E. H. Alle drei Bilder sind mit 1828 datiert und stammen jedenfalls von ein und derselben Hand. Auf dem der C. Samnerin zugeeigneten Bild (Abldg. 2) steht in der rechten Ecke der Name „Nicolaus Laurewich von Belogredo“ geschrieben; ob dies der Name des Malers oder Sponsors ist, konnte ich nicht feststellen.

Geradezu eine Eigentümlichkeit Heltaus bilden zahlreiche noch erhaltene Glückwunschkilder, die, meist ganz prächtig eingerahmt, dortigen hervorragenden Männern zu deren Namensfest oder auch als Neujahrsgabe dargebracht wurden. Lehrers Eitel, der mit so vieler Mühe und Liebe in Heltau das erste siebenb.-säch. Dorf-museum errichtete, hat bis jetzt nur drei solcher Bilder, allerdings besonders schöne, diesem Museum einverleiben können.¹⁾ Es wäre lebhaft zu wünschen, daß die vielen, noch in Heltauer Privatbesitz befindlichen Glückwunschkilder auch ihren Weg ins dortige Museum fänden!

In Heltau haben in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zwei Wollenweber, Georg Fleischer Vater und Sohn, mit bewunderungswürdiger Phantasie und vielem Geschick diese Glückwunschkilder in lebhaften Farben gemalt. Das älteste im Museum befindliche dieser Bilder datiert von 1815 und wurde zum neuen Jahr von der Wollenweberbruderschaft dem Vorstand dieser Zunft, Johann König, darge-

¹⁾ Im Bruckenthalischen Museum sollen auch mehrere Glückwunschkilder aufbewahrt werden, doch bekam ich sie bisher leider nicht zu sehen.



Abbildung 1.



Abbildung 2.



Abbildung 3.



Abbildung 4.

bracht. Petrus Herbert, der Schreiber der Bruderschaft, drückt alle Wünsche derselben in acht Strophen aus. Interessanter ist das dem Hannen Georg Gärtner 1844 zum Namensfest gespendete Bild, weil auf demselben ein junger und ein alter Heltauer in ihrer damals noch üblichen Volkstracht abgebildet sind. Die Heltauer hatten die gleiche Tracht, die heute noch z. B. in Reisd gebräuchlich ist.

Das dritte im Heltauer Museum befindliche Bild war dem um seine Gemeinde vielverdienten Ortsrichter Johann Hann 1849 zum Namensfeste geweiht. Auf dies stürmische Jahr bezieht sich die Strophe auf dem Glückwunsch:

„Was alles hier des jungen Künstlers
Hand
Im Sinnbild, dir zum Preis, verband,
Das alles hast du unter Freuden und
Gefahren
In deinem langen treuen Amtsberuf
erfahren.“

Der „junge Künstler“ Georg Fleischberger, Riedl und Giry in unseren Städten verewigte auf diesem Bild, u. zw. auf dessen unterem Teil, in fast kindlich naiver Weise die Schlacht bei Hermannstadt vom 21. Januar 1848.

Derselbe Georg Fleisch jun. hat auch das mit Abbildung 4 hier wieder-

gegebene Bild, das die jüngeren Bürger ihrem Hannen Michael Bonfert 1837 zum Namensfeste überreichten, angefertigt. Man kann nicht leugnen, daß der Entwurf geschickt gemacht ist und dabei kann man manche Verzeichnung übersehen. Es verdient noch besonders hervorgehoben zu werden, daß die beiden Fleischer in ihren Entwürfen sich nie wiederholten.

Neben den Fleischerischen Bildern sind auch noch einige von dem Hermannstädter Zeichenlehrer und späteren Photographen Theodor Glas hergestellte Glückwunschkilder in Heltau vorhanden, die wohl korrekt gezeichnet sind, aber weniger dekorative Wirkung und weniger Phantastie des Entwurfes zeigen.

Neben den größeren und großen Gratulationsbildern wurden in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch die oft so reizvollen Wiener Glückwunschkärtchen der Biedermeierzeit von Endersberger, Riedl und Giry in unseren Städten viel und gern für Glückwünsche benützt. Um die Mitte des Jahrhunderts hatte sich aber dann die Papierindustrie auch der Glückwunschkilder bemächtigt. Damit schwand all ihre Originalität und es entstand eine „Drucksorte für Gratulanten!“

Im Erlenspark

Der Herbstwind raschelt im Laub.
Tote Blätter fallen.
Hier waren wir selig.
Was uns entzückte, wird zu Staub.
Dampfe Schritte hallen
durch den Park.
So schreitet der Tod.
Nahe mir nicht! Noch bin ich stark!

Kräftig loht
in meiner Brust noch das Lebensfeuer.
Und — — ich kann sie nicht lassen,
sie ist mir — so teuer! — —
Was war das
für ein greuliches Lachen!?
— — — — —
Du wirst mich vergessen.

Alfred Roth (1911)

Das Lustspiel Menanders

Von Dr. Hermann Schuller

Der unglückliche Ausgang des Peloponnesischen Krieges und die beginnende Entartung der Demokratie hatten auf Athens politisches Leben eine lähmende Wirkung. Immer mehr verblaßte die erhebende Erinnerung an die ruhmvollen Tage von Marathon und im Bürgertum mußte der früher oft in glänzender Weise bewährte Gemeinfinn dem stetig zunehmenden Eigennutz des Einzelnen weichen. Zumal seitdem Griechenland vom Makedonerkönige unterworfen worden war, sah das Individuum seinen höchsten Daseinszweck darin, sich schrankenlos auszuleben. Da das blühende wirtschaftliche Leben der Stillung der Augenblicksbedürfnisse sehr förderlich war, erhält diese Zeit ein stark materialistisches Gepräge, das am augenfälligsten in prachtvollen Wohnungen, üppigen Gastmählern und überhandnehmendem Kleiderluxus in Erscheinung tritt.

Von diesem Zeitgeist bleibt auch die Dichtung nicht unberührt. Während früher sowohl Tragödie als Komödie der Ver sinnlichung einer Idee dienten, sterben jetzt die — sei es ernst, sei es parodistisch dargestellten — Heroen aus und das Individuum mit seinen aufs leibliche Wohlsein gerichteten Lebenszielen erhält in der dramatischen Kunst dieselbe Bedeutung wie im Leben. Nicht mehr handelt es sich um die Lösung irgendwie bedeutsamer Probleme. Die ganze Handlung wird in den engen Kreis des Familienlebens verlegt, dessen ethische Bedeutung aber selten zum Ausdruck kommt. Die Konflikte werden meist durch Jünglinge herbeigeführt, welche frohem Sinnengenusse fröhnen und ihn zügellos zu betätigen suchen. Da sie aber noch unerfahren sind, müssen ihnen oft die findigen, verschmitzten Sklaven des

Hauses beistehen, mit deren Hilfe der sparsame Vater, der dem Sohn den Verkehr mit Hetären nicht erlauben will, oder der in der Regel von einem Parasiten begleitet mit dem jungen Herrn rivalisierende aufgeblasene Offizier oder schließlich auch die widerstrebende Geliebte überlistet wird. Hieraus ergibt sich natürlich leicht eine Menge komischer Situationen.

Diese neue Gattung des Lustspiels, die sogenannte neuattische Komödie, unterscheidet sich von der alten des Aristophanes, die trotz ihrer einheitlichen literarischen oder politischen Tendenz eine nur lose zusammengesetzte Handlung besaß, äußerlich durch viel strengere Komposition. Hierin war ihm die geschlossenere Form der Tragödie vorbildlich, insbesondere die des Euripides, welcher durch seine Neigung zum Realismus der Annäherung beider Gattungen vorgearbeitet hatte. Aus der Tragödie sind die häufig vorkommenden Erkennungsszenen und das mit ihnen gewöhnlich in Verbindung stehende Motiv der Kinderaussetzung entlehnt. Auch auf die Zeichnung der Charaktere war sie von Einfluß. Während diese bei Aristophanes zuweilen recht merkwürdige Wandlungen durchmachen, bestimmen nunmehr sie den Gang der Handlung und in ihrer folgerichtigen Durchführung erblickt der Dichter eine wesentliche Aufgabe seiner Kunst. Infolgedessen verliert auch der Chor völlig seine Bedeutung und tritt nur noch in den Zwischenakten tanzend auf.

Von den Dichtern der neuattischen Komödie — oft genannt werden auch die etwas älteren Philemon und Diphilos — ist Menander (342—291) zur größten Berühmtheit gelangt. Vollständig ist zwar auch von seinen mehr als hundert Stücken kein einziges auf

uns gekommen, aber die meisten und umfangreichsten Bruchstücke, die wir besitzen, gehören ihm an und das ist wohl kein Zufall. Am Anfange dieses Jahrhunderts wurden unter den ägyptischen Papyri in alten Aphroditopolis die Überreste einer Menandersammlung gefunden, die ursprünglich sieben Stücke enthielt. Am vollständigsten — beiläufig zu zwei Drittteilen — sind die Epitrepontes (der Schiedsrichterspruch) erhalten, fast zur Hälfte die Samia (Samierin), auch fanden sich größere Stücke der zum Teil aus anderen Funden bekannten Perikleirone (die Schöne mit dem gestutzten Haar). Es bot sich die Möglichkeit, aus diesen Resten die drei Stücke zu ergänzen, freilich nicht so, daß in allen Punkten Einigkeit erzielt worden wäre. Immerhin besitzen wir jetzt viel wertvollere Zeugen Menandrischer Kunst als früher, wo man außer den römischen Übertragungen auf kürzere Zitate und Inhaltsangaben angewiesen war.

Menander war ein Athener und entstammte einer angesehenen und vermögenden Familie. Er liebte nicht nur verfeinerten Lebensgenuß, sein reger umfassender Geist beherrschte auch die ganze Bildung jener Zeit, insbesondere die philosophische. Epikur und Theophrast, dessen „Charaktere“ er eingehend studiert hat, schätzten seinen Verkehr. Philosophisches Nachdenken verlieh seinem Wesen Harmonie und machte ihn nicht zum Sonderling wie Euripides, mit dem er sonst große Geistesverwandtschaft zeigt. Gleich ihm läßt er seine Personen viel reflektieren, selbst wenn sie dadurch auch strenggenommen aus ihrer Rolle fallen. Wie z. B. bei jenem die Amme der Phandra sophistische Reden führt, welche Ammenweisheit weit übersteigen, so weiß bei Menander der Diener Onesimos den alten Smikrines in epikureischem Geiste sehr sinnig zu belehren, daß die Götter

viel zu viel Arbeit hätten, wenn sie sich um jeden Menschen kümmern wollten. Obgleich solche Betrachtungen dem Kunstwert seiner Werke nicht immer von Nutzen waren, erfreuten diese sich zu einer Zeit, wo sie nicht mehr aufgeführt wurden, gerade wegen der Spruchweisheit des Dichters großer Beliebtheit und diese wurde selbst von christlichen Kirchenvätern gerne zitiert.

Mit Aristophanes' sprudelndem und oft derbem Witz verglichen ist Menanders Humor viel gedämpfter und feiner. Er verrät nicht einen mitten im Kampfe der Meinungen stehenden leidenschaftlichen Geist, sondern die über menschliches Parteitriebe erhabene ausgeglichene Persönlichkeit. Freilich hat sich seine Komik nicht von allen Nachwirkungen der altattischen freizuhalten gewußt. Apostrophierungen des Publikums erlaubt auch er sich und schleudert bisweilen ironische Bemerkungen gegen bekannte Persönlichkeiten der damaligen Gesellschaft. In der Samia z. B. führt Demeas dem Nikeratos als Wunder, die auch heutzutage noch geschehen, den Chairephon an, der alle Klubs besuchen kann, ohne je Beiträge zu bezahlen, oder den Androkles, der sich tagtäglich die Füße abläßt und Riesengeschäfte macht, aber noch kein graues Haar auf dem Haupte hat.

Das waren konventionelle Zugeständnisse, welche der Vielseitigkeit des Dichters nicht schwer fielen. Im übrigen bringt nicht nur seine Neigung zu philosophieren, sondern auch die ganze Anlage einiger Komödien die Tiefe und den Ernst seines Wesens zum Ausdruck. Nicht immer läßt er die Konflikte des kleinbürgerlichen Familienlebens in komischem Lichte erscheinen. Charistos in den Epitrepontes z. B., welcher sich wegen der voreiligen Verdächtigung seiner jungen Frau an Selbstvernichtung grenzende Vorwürfe macht, die innige Elternliebe des Mene-

demuß im *Heautontimorumenos* (der Selbstpeiniger) sprengen schon fast den Rahmen der Komödie und lassen die Reime des Schauspiels erkennen, dessen selbständige Entfaltung der Literatur der neueren Völker vorbehalten blieb. Die Griechen konnten diese Aufgabe nicht mehr lösen.

Nicht nur in der Feststellung dieser Tatsache, sondern bei einer Würdigung Menandrischer Kunst überhaupt darf ungeachtet der unmittelbaren Wirkungen, die sie zu erzielen vermag, der historische Maßstab nicht außer acht gelassen werden. Man muß zugeben, daß seine Komödien an einer gewissen Einförmigkeit leiden. Schon im zweiten nachchristlichen Jahrhundert spricht der Kritiker Hermogenes geringschätzig von ihrem ewigen Einerlei. Doch tritt hierin nichts anderes zutage, als jenes aller Phantastik bare, ernste Streben nach Harmonie zwischen Inhalt und Form, nach jener Reife, welche die griechische Kunst in der Tat auch erreicht und die ihr eine außergewöhnlich hohe Bedeutung gesichert hat. Wie die Bildhauer in weiser Selbstbeschränkung die immer vollendetere Ausgestaltung einiger weniger Stellungsmotive sich angelegen sein ließen, so machte auch die Komödie nur langsame Fortschritte und arbeitete ohne Unterlaß an der künstlerischen Auszubildung jener Figuren, die sich der Beobachtung als die für ihre nächstliegenden Zwecke geeigneten Träger des Lebens ergeben hatten. Deshalb vermochte sie markante Typen zu erzeugen, die den Lustspieldichtern der Weltliteratur fast zwei Jahrtausende lang die Wege wiesen.

Wie sonst übernahmen auch hier die Römer die Vermittlerrolle. Das bürgerliche Lustspiel der Griechen ist der Nachwelt zuerst durch Plautus und Terenz bekannt geworden. Aus den sogenannten *Didaskalien*, die Angaben über stattgehabte Aufführungen enthalten, erfahren

wir häufig die Titel der Originale und ihre Verfasser. Zwar ist nun zu keiner einzigen römischen Komödie das Vorbild auch nur halbwegs vollständig aufgefunden worden, so daß sich genau feststellen ließe, wie weit die Vorlage und wie weit das eigene Können des römischen Komikers zum Ausdruck kommt. Doch ist, wie mit einiger Gewißheit vermutet werden kann, abgesehen vom drastischen italischen Humor des Plautus und sonstigen auf theatralische Wirkung berechneten Übertreibungen sowie von Terenzens nicht immer erfolgreichem Bestreben, seine Vorbilder an feinem Geschmack zu übertreffen, wohl wenig auf Rechnung der Römer zu setzen. Die Produktivität, neue Bühnenfiguren zu schaffen, besaßen sie schon gar nicht und hatten auch kein Bedürfnis darnach.

Die Welt, welche sie vorfanden, genügte ihnen und sie war in der Tat viel reicher als Hermogenes hinsichtlich Menanders will glauben machen. Freilich vermißt man neben Greisen, Jünglingen, Bürger- und Halbweltfrauen, Offizieren, Parasiten, Köchen und Sklaven — insbesondere den Mann im rüstigen Alter, der außer in der mehr oder weniger karierten Gestalt des Soldaten höchst selten zu treffen ist. Viel wichtiger für die Beurteilung ist die sorgfältige an feiner Beobachtung reiche Herausarbeitung von Charakteren innerhalb der einzelnen Personengattungen.

Welche Fülle von Gestalten bieten z. B. die Greise! *Euclio* in der *Aulularia* (*Dynskolos*), welcher den einst von seinem Vater vergrabenen Geldtopf findet, wird dadurch ein Geizhals, dessen Besorgnis, seinen Reichtum verlieren zu können, ans Pathologische grenzt. *Demea* (*Adelphi*) bleibt, obgleich ihn übertriebene Sparsamkeit zu verkehrten Erziehungsmethoden verleitet, ein liebevoller Vater. Ebenso streng, aber viel klüger ist *Simo* (*Andria*);

er weiß die Pläne des seinen leichtsinnigen Pamphilus unterstützenden geriebenen Sklaven durch schlaue Gegenmaßnahmen zu durchkreuzen, während Chremes (Heautontimorumenos) sich von Clitipho und dessen Ratgeber Syrus hintergehen läßt und um so komischer wirkt als er sich auf seinem Scharfsinn viel zugute tut. Smikrines in den Epitregones wird von leidenschaftlichem Rechtsgefühl zu weit geführt und muß schließlich vom Diener Onesimos, dem der Fehltritt seiner Tochter bekannt ist, eine unangenehme Belehrung entgegennehmen. Miteratos (Samia), in einer ähnlichen Lage wie Smikrines, spielt von vorneherein eine klägliche Rolle, insbesondere aber wo ihm Demeas, der Verführer seiner Plangon von Moshions Schuldlosigkeit durch alberne Schnurren zu überzeugen sucht. Chremes in der Andria, ebenfalls ein „Schwiegervater“, wird zwar von Simo am Gängelband geleitet, ist aber bei alledem sinnig und sympathisch.

Doch die Väter sind oft Lebemänner und manchmal von der schlimmsten Sorte. So schöpft der Alte im Kitharistes (der Zitherspieler) aus der Nichtsnutzigkeit des Sohnes den Trost, einen seiner würdigen Nachkommen gezeugt zu haben. Nicobulus und Philogenus in den Bacchides (M's Dissepaton = der doppelte Betrüger) lassen sich von denselben Hetären verführen wie die Söhne. Solche Väter sind in der Regel sehr nachsichtig und weichherzig, wie der sonst gewandte und witzige Demeas in der Samia, der es nicht übers Herz bringt, seinen Ziehsohn Moshion zu verhören, als er ihn im Verdacht hat, ihm ins Gehege gekommen zu sein. Einen alten Gefen hatte Menander in der Orge (der Zorn) gezeichnet. Er legt das Geständnis ab: „Auch ich war einst ein Jüngling, o Frau, doch wusch ich mich nicht fünfmal am Tage, aber jetzt wird es geschehen; auch besaß ich keinen Mantel, doch nun werde ich

einen haben; auch keine Salbe pflegte ich zu gebrauchen, doch jetzt will ich mich salben, mir die Haare am Leibe ausrupfen lassen und in kurzer Zeit es mit Ktesippos aufnehmen.“

Ganz anders ist Milde und liberale Lebensauffassung einzuschätzen, wo sie nicht als Folge der Genußsucht erscheint, sondern innerer Läuterung entspringt. Pataikos (Perikeiromene), Menedemus (Heautontimorumenos), Megadorus (Aulularia) und Micio (Aldelphi) sind nicht nur von Vorurteilen frei, sondern auch willensstark und wahre Menschenfreunde. Sie spiegeln des Dichters edle Gesinnung wieder, welche aus lichten Höhen auf menschliche Verkehrtheiten und Schwächen herabblüht. Aber sie unterscheiden sich doch merklich von einander. Pataikos ist viel gebildeter und weltgewandter als der schwerblütige Menedemus, im übrigen wie dieser Familienvater und hat sich gleich Menedemus im Kampf mit einem feindlichen Schicksal zur Höhe seines Standpunktes emporgerungen. Megadorus und der zugleich auch sehr praktische Micio sind philosophisch veranlagte Junggesellen, beide von dem edeln Willen befeelt, auch anderen von ihrem Überflusse mitzuteilen.

In derselben Weise wie hier hat Menander in den übrigen Personen eine Fülle von Beobachtungen niedergelegt. Diese Mannigfaltigkeit zeugt von einer trotz aller Schranken der Überlieferung reichen vielseitigen Erfindungsgabe, die sich im Dichter mit einer abgeklärten künstlerischen Persönlichkeit zu jenem Genius vereinigte, über den Goethe, obgleich er noch wenig von ihm kannte, das bewundernde Urteil aussprach: „Menander ist durchaus rein, edel, groß und heiter. Daß wir so wenig von ihm besitzen, ist allerdings zu bedauern, allein auch das wenige ist unschätzbar und für begabte Menschen viel daraus zu lernen.“

Politik und Volkswirtschaft

.....

Politische Rundschau

Von Dr. Hans Otto Roth

Hermannstadt, am 20. September 1920.

Vor nicht allzu langer Zeit hatten wir Gelegenheit, mit Scotus Viator über die politischen Verhältnisse in den Nachfolgerstaaten der österreichisch-ungarischen Monarchie zu sprechen. Der englische Schriftsteller erzählte von dem leidenschaftlichen Kampf, der in Jugoslawien zwischen „Zentralisten“ und „Autonomen“ geführt werde. Die einen seien Vertreter der streng einheitlichen Staatspolitik, die anderen Verfechter des alten Kronlandgedankens. Nach der Ansicht Scotus Viators wird keine der beiden Richtungen eine Entspannung der Gegensätze herbeiführen können. Die Lösung müsse auf anderer Linie gesucht werden. Die rein politischen Fragen könnten ohne weiteres der Entscheidung des Zentralparlamentes unterworfen werden, während die allgemeine Verwaltung in ihrer Organisation den besonderen Interessen der einzelnen Gebiete unter allen Umständen Rechnung tragen müsse. In Rumänien nennt man diese Anschauungsweise „Dezentralisierung der Verwaltung“. Und tatsächlich beschäftigt sich in letzter Zeit auch die Regierung schon mit diesem Gedanken. Die Lösung hat viel Bestrickendes für sich und scheint auf den ersten Blick auch den größten Teil der Wünsche zu befriedigen, die wir nach dieser Richtung hin haben. Wenn wir richtig verstehen, ist unter der geplanten Dezentralisierung der Verwaltung die Zusammenfassung mehrerer Komitate zu einer höheren Verwaltungseinheit gemeint, die für die Mehrzahl der Verwaltungsfragen letzte Berufungsinstanz wäre. Selbstverständlich würde die höhere

Verwaltungseinheit auch einen gewählten Vertretungskörper haben, dessen Wirkungsbereich möglichst weit gefaßt werden müßte.

Politische Gegner haben oft den Vorwurf erhoben, daß wir territoriale Autonomie anstreben, die als „Staat im Staat“ der Wauwau aller neuen und vergrößerten Reiche zu sein pflegt. Dieser Irrglaube wurde in letzter Zeit noch genährt durch den vielleicht nicht ganz glücklich gewählten Namen einer neugegründeten Partei im Banat, der „schwäbischen Autonomiepartei“. Alle diese Annahmen sind falsch. Was wir verlangt haben und auch in Zukunft anstreben werden, ist die möglichst reinliche Scheidung der verschiedenen Völker durch gerechte Neueinteilung der Komitate und Erhaltung und Erweiterung der bisherigen Selbstverwaltung. Es gibt eine Art der Staatspolitik, die glaubt, durch möglichste Zersprengung der ethnischen Minderheiten in viele Verwaltungsgebiete die Nationalitätenfrage am ehesten lösen zu können. Die Methode ist vielerprobt, hat aber noch nie zu dem gewünschten Ziel geführt. Die Zermürbung selbstbewußter Völker ist heute auf keine Art mehr möglich. Der Widerstand und die Gegnerschaft sind um so größer, je größer der — wenn auch noch so geschickt verkleidete staatliche Zwang ist. Das wohlverstandene Interesse des Staates kann daher nur in der gebietmäßigen Lokalisierung der Nationalitätenfrage liegen, die am besten in einer ethnisch möglichst einheitlichen Einteilung der Komitate zu verwirklichen ist. Wenn die Absichten der Regierung auf dieser Linie

liegen, so finden sie unsere volle Zustimmung und aufrichtigste Unterstützung. Die Dezentralisierung der Verwaltung bietet Gelegenheit dazu, um diese Gedanken auch in den höheren Verwaltungseinheiten weiter auszubauen.

Wenn Scotus Viator seine Anschauungen unter diese Gesichtspunkte stellt, was seiner ganzen politischen Vergangenheit nach sicher ist, so könnten wir die Dezentralisierung der Verwaltung als gute Lösung der Nationalitätenfrage ansehen. Tatsächlich aber geht parallel zu diesen Reformgedanken allgemein das Bestreben der Verstaatlichung der Verwaltung d. i. der Ernennung der bisherigen Wahlbeamten der Komitate und Städte durch die Regierung. Diese Maßnahme würde in ihrer Wirkung den ganzen Gewinn der Verwaltungsreform illusorisch machen. Bisher waren die Verwaltungsbeamten bei uns unversehbar, machten also tatsächlich lebenslänglich in ihrem Verwaltungsgebiete Dienst und unterstanden auch disziplinarisch den örtlichen Vertretungskörpern. So hatten die gewählten Komitats- und Gemeindevertretungen die Gewähr, daß die von ihnen gefaßten Beschlüsse ihren Intentionen entsprechend reslos durchgeführt werden. Vor allem aber war die Komitats- und Stadtpolitik frei von den Einflüssen, die sich bei den verschiedenen Regierungswechseln immer wieder geltend machen. Die Verstaatlichung der Verwaltung, besonders der Stadtverwaltung steht in krassem Gegensatz zu dem demokratischen Ziel, das die rumänische Politik wenigstens ihrem allgemeinen Programme nach kennzeichnet. Bei staatlicher Ernennung der Beamten sind schwere Konflikte zwischen Behörde und Bevölkerung unvermeidlich. Wie ist ein ruhiges Zusammenarbeiten zwischen Behörde und Bevölkerung z. B. in Verwaltungsgebieten denkbar, wo die Beamten konservativen

Parteien angehören, während die Vertretungskörper in ihrer Mehrheit fortschrittlich oder gar sozialdemokratisch sind? Es ist doch selbstverständlich, daß in Stuttgart und Wien sozialdemokratische Bürgermeister sind, so lange die Wählerschaft ihrer Mehrheit nach dieser Parteischattierung angehört. Auch die Verwirklichung der Verheißungen von Karlsburg ist anders nicht möglich, als daß das Recht der freien Beamtenwahl rein erhalten bleibe. Minister Argetoianu hat in diesen Tagen die Äußerung getan, daß die Beschlüsse von Karlsburg nur ein Ausfluß augenblicklicher Begeisterung gewesen seien, und die Bürgerschaft für ihre Verwirklichung nur der gerechte Sinn und das Kraftgefühl des rumänischen Volkes biete. Wir können dieser Ansicht zwar nicht zustimmen, weil sich in Karlsburg ein staatsrechtlicher Akt erster Ordnung vollzogen hat, der die Schöpfungsquelle des ganzen neuen Reiches ist und vor allem die Zustimmung des Königs in einem besonderen Dekretgesetz gefunden hat. Aber wir geben Argetoianu darin vollkommen recht, daß das rumänische Volk infolge seiner bedeutenden zahlenmäßigen Stärke zur Richtschnur seiner Politik ohne jede Gefährdung der Staatsinteressen gerechtes Entgegenkommen den ethnischen Minderheiten gegenüber machen kann. Nur auf diese Weise wird es gelingen, alle nichtrumänischen Völker auch innerlich an den Staat zu fesseln. Die geplante Verwaltungsreform wird nur dann wirklich einen rechten Sinn haben, wenn durch die freie Beamtenwahl das Recht der Selbstverwaltung gewahrt bleibt und die Neueinteilung der Verwaltungsgebiete auf die ethnischen Minderheiten volle Rücksicht nimmt.

Wir haben uns bei der Erörterung der Frage der Verwaltungsreform von der politischen Mißstimmung absichtlich freigehalten, die unser Volk gegenwärtig

beseelt. Die Politik lebt von Vertrauen und Mißtrauen, das natürlich nicht Vorurteilen entspringen darf. Gegenwärtig aber haben wir Grund zu tiefstem Mißtrauen und größter Skepsis. Wenn wir die Legion von Verordnungen über neuen Sprachenzwang, der die magyrischen Verfügungen um ein Bedeutendes übertrifft, mit den wundervollen Verheißungen vergleichen, die uns in den ersten Tagen des neuen Staates gemacht wurden, so muß uns größte Sorge über unser ferneres Schicksal erfüllen. Vor allem sind wir gründlich enttäuscht in dem Glauben an politische Versprechungen, Programme, schöne Redensarten, die in diesem Lande nur von Wenigen länger geachtet werden,

als bis die Notwendigkeit des augenblicklichen Erfolges geschwunden ist. In der Art der Behandlung der Sprachenfrage gibt sich die völkische Duldsamkeit und die gefühlsmäßige Disposition der Nationalitätenpolitik des staatsführenden Volkes immer am klarsten zu erkennen. Es bleibt uns nach den schweren Enttäuschungen der letzten Monate nur die Hoffnung, daß bei der gesetzlichen Regelung der Sprachenfrage der von Argetoianu ins Treffen geführte gerechte Sinn und das überlegene Kraftgefühl des rumänischen Volkes die Oberhand gewinnen und die Politik den ethnischen Minderheiten gegenüber wieder in staatsmännische Bahnen geleitet wird.

L i t e r a t u r

**Hans Lienert, Der Leicht. E Lustspiel
än Drän Afzäjän. Druck und Verlag von
G. A. Reichenberger, Mediasch 1920.** Hans Lienert gehört zu denjenigen nicht gerade zahlreichen unter den sächsischen Schriftstellern, die ein wahres Dichterherz besitzen und die gottbegnadete Fähigkeit, dem, was sie bewegt, in eindringlich kunstvoller und dabei doch ganz ungekünstelter Gestaltung ein eigenes Leben zu verleihen. Und so wird er meines Erachtens nicht nur bei der ländlichen Bevölkerung, für die er zum Teil in erster Reihe schreibt, sondern auch in den breiteren Kreisen der Gebildeten, die sich Gott sei Dank durch keine extreme Modeströmungen ihren gesunden Geschmack verderben lassen, gewiß mehr für die Dauer und mit besserem Klang sich einen Namen machen als manche anderen unserer einheimischen Poeten, die, mehr Dichter sein wollend als wirklich seiend, gewisse moderne Darstellungsprinzipien, oft ohne sie verdaut zu haben und bis ans Karikaturistische streifend, affektiert anwenden.

Allerdings schätze ich Lienert in erster Reihe als Erzähler. Auf dem Gebiet der erzählenden Skizze hat er, als Jüngling mit zarter, duftiger Poesie und feinfühligem, weicher Rhythmik des Gefühls und des Ausdrucks beginnend, als Mann es zu psycho-

logisch reifer Darstellungskunst und erstaunlicher Kraft und Trefflichkeit der Sprache gebracht, — ich erlaube mir z. B. auf das jüngst (am 4. und 5. September) in der „Deutschen Tagespost“ veröffentlichte Feuilleton „Die Uhr“ aufmerksam zu machen, das der größten Künstler unter den deutschen Erzählern, z. B. eines Keller, Raabe, Storm würdig wäre.

Lienert selbst scheint freilich seinen dichterischen Beruf eher auf dem Boden des Dramas zu suchen. In Buchform wenigstens sind meines Wissens nur solche Werke von ihm erschienen. Und gewiß ist auch das bei Max Hesse in Leipzig verlegte, im Stil von Max Halbes „Strom“ gehaltene Bauerndrama „Wahrheit“ ein braves, kraftvolles Werk, aber doch scheint es mir in seiner Art lange nicht so reif wie etwa die eben als Beispiel erwähnte Skizze in ihrer Art. Freilich müßte, weil die „Wahrheit“ schon vor acht Jahren erschienen ist, ein neueres ernstes Drama von Lienert vorliegen, wollte man den Vergleich zwischen seiner Dramatiker- und Erzählernatur gerecht anstellen.

Der eben erschienene „Leicht“ ist gerade dazu nicht hervorragend geeignet, dazu ist er doch etwas zu — leicht. Mit diesem „Lustspiel“ will ja aber auch Lienert offenbar nur ein Theaterstück bieten, das zwar auf

einem gewissen künstlerischen Niveau stehen, aber doch in erster Reihe für die Aufführung auf Dorfsbühnen bestimmt sein soll. (In dieser Richtung liegt ja auch seine schon 1913 bei Reizenberger in Mediasch verlegte „Hochzeit“, ein in mehrfacher Hinsicht nicht recht einheitlich gelungenes Lustspiel). Und man muß sagen, dies Bestreben Lienerts, durch lustiges Theater den Sinn für die Kunst und die liebevolle Kritik für ihre eigene Art bei unseren Bauern wecken zu helfen, ist entschieden sehr verdienstvoll, und so möchte man unseren Landpfarrern und -lehrern empfehlen, das Stück nach Erfüllung der vom Verleger gestellten Bedingungen (Einkholung der Erlaubnis, Anschaffung von zehn Exemplaren und Zahlung von Santiemen) tatsächlich aufzuführen; als Rollenbücher dürften sich die zehn Exemplare allerdings nur im Burzenland verwenden lassen, in anderen Gegenden müßte ja doch, wenn der Verfasser und der Verleger nichts dagegen haben, eine Übertragung in die betreffende Mundart vorgenommen werden, denn das Stück ist in Burzenländer Mundart geschrieben.

Der Leicht ist ein im Grunde gutmütiger, aber etwas leichtsinniger und vor allem düffelhaft-ehrgeiziger Bauer, der nach dem Amt des Wirtschafters in der Gemeinde strebt, wobei der dieses Amtes würdigere Bruß sein gefährlicher Konkurrent ist. Die Kinder beider möchten gerne ein Paar werden, aber die Streberei der beiden Alten nimmt hierauf keine Rücksicht — ein bei unseren Bauern offenbar sehr typischer Fall, dem wir z. B. in ähnlicher Form auch in J. Plattners Volksstück „Die Müßigen oder Wer ist der Pfiffigste?“ begegnen. Der Leicht läßt sich den Bären aufbinden, er habe mit seinem Los in der Lotterie einen Haupttreffer gemacht, und da er à conto dessen zu seinen Schulden noch weitere macht und den Splendiden spielt, wird er tatsächlich Wirtschaftler, freilich nur, um bald darauf als Habenichtz verhöhnt und mißachtet zu werden. Das Lotteriespiel läßt er jedoch noch immer nicht, er hofft weiter auf das große Los, greift deshalb sogar die Gemeindefassa an und müßte „siken“, wenn er nicht in zwölfter Stunde Vernunft annähme und seine Familie, einschließlich einer alten Erbtante, die ihm das veruntreute Geld ersetzen hilft, sowie auch die Familie des Bruß durch seine Abdanfung zu gunsten des Bruß versöhnte.

Nicht mit Unrecht nennt der Verfasser

das Stück ein „Lustspiel“, denn dieses lustige Spiel ist nicht nur an Situationskomik und Wortscherzen reich, sondern die Quelle der Komik sprudelt auch aus tieferem Grunde, aus den Charakteren der mit Dichteraugen gesehenen, aber naturgetreuen Gestalten. Außer der prächtigen Charakterzeichnung ist ein Hauptvorzug des Stückes ferner noch der gewandte, vollkommen lebensechte, bühnenwirksame Dialog, der an Witz und Humor in unserer Literatur wohl nur durch J. Plattners Schwank „Auf nach Wien“ übertroffen wird. Die Komposition dagegen, die Führung der gesamten Handlung, ist etwas weniger geschickt; der dritte Akt z. B. fällt nach dem zweiten merklich ab, und in der Mitte des zweiten Aktes und damit des ganzen Stückes macht sich die an sich zwar recht fidele, jedoch episodische Szene, in der der Felbhüter, der Waldhüter und der Nachtwächter gemeinsam Verse zu machen versuchen, etwas gar zu breit.

Dr. A. R.

Jahrbuch des deutschen Staatsrealgymnasiums in Temeschwar über das Schuljahr 1919/20, herausgegeben vom Direktor Dr. Peter Schiff. Eines der wichtigsten nationalen Kulturdokumente aus der Entwicklung des Deutschtums in Groß-Rumänien seit dem Zusammenbruch liegt vor uns: der erste Jahresbericht einer Banater deutschen Mittelschule. In eindringlicher Sprache weiß der Direktor Dr. Peter Schiff von den Schwierigkeiten zu berichten, die bis zur endgültigen Aufstellung der Anstalt zu überwinden waren. Wenn man den Mangel an geschulten deutschen Lehrkräften, an Büchern, Lehrmitteln, Räumlichkeiten, den nicht zu unterschätzenden Wettbewerb, in den die ungarische Schule bei Schulbeginn mit der jungen Anstalt unter den Banater Schwaben selbst trat, bedenkt, so wird man die Energie Dr. Schiffs und seines Kollegiums bewundern müssen, der es gelang, am Schlusse des ersten Schuljahres solche Ergebnisse zu erzielen, wie sie der vorliegende Jahresbericht aufweist.

Interessant sind die Zahlen, die sich auf die Schüler beziehen.

Eingeschrieben waren 323 ordentliche und 75 Privatschüler. Diese Zahlen verteilten sich auf die einzelnen Klassen wie folgt: I. 90, II. 63, III. 52, IV. 41, V. 49, VI. 33, VII. 37, VIII. 32. Demnach war die Frequenz auch in den Oberklassen überraschend günstig.

Die hohe Zahl in Prima läßt hoffen, daß der Besuch der Anstalt von Jahr zu Jahr zunehmen wird. Ja es ist anzunehmen, daß sie den Anforderungen bald nicht mehr wird genügen können und daß sich die Notwendigkeit der Aufstellung weiterer deutscher Mittelschulen ergeben wird. Charakteristisch für die anfänglichen Schwierigkeiten in der didaktischen Behandlung dieses Schülmaterials ist folgende Bemerkung des Direktors: „Trotzdem die Schüler alle deutscher Muttersprache waren, gab es sehr viel Sprachschwierigkeiten wegen der bisherigen und gänzlichen Vernachlässigung der Muttersprache; all

diese Hemmnisse wurden aber im Laufe des ersten Semesters unter der einsichtsvollen fachmännischen Leitung des Lehrkörpers beseitigt und so ist in der zweiten Hälfte des Jahres, als die von der Direktion besorgten Bücher endlich angekommen waren, ein beachtlicher Fortschritt zu buchen“.

Vom nationalen Gesichtspunkt aus erscheint die Gründung eines „Coetus“ sehr wichtig — ob allerdings das Vorbild der Coetus-Vereinigung an den sächsischen Mittelschulen vorgeschwebt hat, ist aus dem Berichte nicht ersichtlich.

R. Cs.

Theater, Musik und Vortragswesen

Das musikalische Kronstadt. Das Konzertleben wurde am 4. September durch einen Sonatenabend von Selma (Klavier) und Erna (Violine) Honigberger eröffnet. Aber Selma sind wir schon soweit unterrichtet, daß wir jedesmal von vornherein mit einem Gelingen der Darbietung rechnen können, wo sie mitwirkt. Ihre tiefe, echt leidenschaftliche Begabung ist nicht deshalb zu bewundern, weil sie die Weltstadt ehrenvoll passierte — wie kleinlich an Selma nichts anderes als dies immer wieder hervorzuheben — sondern, weil sie eine Künstlerin ist, die das Maß des Erlernbaren überschritten hat und nun am Eigenbau einer durchaus selbständigen Persönlichkeit das herauszuarbeiten, was sie über den Durchschnitt der Virtuosen hoch emporhebt. Es schien deshalb selbstverständlich, daß Selma die Führerrolle innehatte. Die Sonate von Händel G-Moll gelang recht gut und hier zeigte besonders Frau Erna Honigberger den Wohlklang ihrer Tonbildung in ruhigen durchaus abgeklärten Strichen. Die Kreuzersonate — bekanntlich auch für die Klavierspieler ein Prüfstein leidenschaftlicher Glühbize, von Selma prächtig durchdacht — litt an der zu ruhigen abgeklärten Art von Frau Ernas Violinspiel.

Etwas dämonischer sind wir allerdings diese wohlbekannten Tonfolgen zu spielen gewöhnt. Gelassenheit verträgt dies Stück im ersten Satz nicht. — Die Brahms — D-Moll Sonate dagegen zeigte beide Künstlerinnen in gleicher Begabung. Hier klangen die Herzenstöne durch, die man bei Lieblingskomponisten zu hören pflegt, edle verhaltene tiefgründige Melodiegrübeleien, eine Meisterleistung in Spiel und Empfindung.

Frau Olga Coulin und Frau Miki Hinz-Klein gaben am 8. September d. J. ebenfalls einen Sonatenabend. Frau Coulin mit ihrer lichten, freien Persönlichkeitskultur spielte sich besonders in der ersten G-Dur Sonate von Brahms in das Herz aller ein; sie zeigt alle Vorzüge einer ausgereiften Kunst. Besonders interessierte uns Frau Miki Klein-Hinz. In ihr begrüßen wir mit Freude einen neuen Stern am Himmel unserer Kunst. Wir hoffen sicher, daß es einer erster Größe wird. Reines Spiel neben seelenvoller Auffassung, männliche Wucht neben weiblicher Tiefe, edle Herbheit und doch Milde sind für diese Künstlerin charakteristisch. Die Partitur von Bach war ein Meisterstück formvollendeter Wiedergabe. Wir wünschen lebhaft sie recht bald wieder zu hören. Hk.

Zeitungen und Zeitschriften

„**Transilvania**“. Seit Mai d. J. hat die bekannte rumänische Zeitschrift Transilvania, die während des Krieges jährlich nur in einem Heft erschienen ist, wieder ihren alten Umfang angenommen. Diese Monats-

schrift darf schon auf eine fünfzigjährige Vergangenheit zurückblicken. Sie wurde als Organ der „Gesellschaft für rumänische Literatur und die Kultur des rumänischen Volkes“ im Jahre 1868 gegründet und zeigt, entsprechend

dem immer größeren Ausbau der Ziele der Gesellschaft, einen stetigen Aufstieg. Der erste Redakteur war der verdienstvolle G. Barițiu, der das Blatt bis zum Jahre 1889 leitete. In diesen Jahrgängen finden sich besonders wertvolle Abhandlungen aus dem Gebiete der rumänischen Geschichte, interessante historische Urkunden sowie zahlreiche Produkte der Volkspoesie. Später (die Jahrgänge 90—91 gibt Popescu, 92—95 J. Boiu heraus) erweitert sich der wissenschaftliche Interessenskreis der Zeitschrift immer mehr: Außer zahlreichen Fragen aus der Volkskunde werden geographische und geologische Probleme behandelt und von Zeit zu Zeit auch Versuche aus der modernen rum.-siebenbürgischen Dichtkunst gebracht. Daneben gehen natürlich immer die Berichte über die Tätigkeit des Literatur- und Kulturvereines, die beweisen, wie mit bescheidenen Mitteln durch zielbewusste Konsequenz ansehnliche Kulturarbeit geleistet werden kann. Das höchste Niveau erreicht die Transilvania in den Jahren 1896—1906 unter der Leitung Diaconovich's, während unter seinem Nachfolger Tăslăuanu die Reichhaltigkeit der Beiträge abnimmt.

Der 51. Jahrgang, von dem bisher die ersten drei Hefte vorliegen, zeigt insofern ein etwas verändertes Gepräge, als die schöne Literatur mehr betont wird als bisher. Jedes Heft weist außer einigen Gedichten (meist religiösen oder philosophischen Inhaltes) kleinere Novellen und Skizzen auf, unter denen als eine der besten „Die Letzten“ von Agărbiceanu erwähnt sein mag. Der bekannte Lyriker J. U. Soricu ist mit einem Drama

vertreten („Die Herrin der Berge“), von dem bisher die ersten beiden Akte zum Abdruck gelangten. Meisterhaft — wie alles, was von dem jungen Dichterphilosophen stammt — sind ein paar Zeilen von Lucian Blaga, überschrieben „Gedanken“.

Dieser reichhaltigere schönliterarische Inhalt tut aber dem wissenschaftlichen Teil durchaus keinen Abbruch. Mehrere Namen von bestem Klang stellen sich der guten Sache zur Verfügung: Lupas mit historischen, Jorga mit kulturpolitischen Artikeln; Pușcariu veröffentlicht in Fortsetzungen eine Geschichte der alten rumänischen Literatur. Dem Geist der modernen Zeit tragen mehrere naturwissenschaftliche Abhandlungen Rechnung (meist aus der Feder von Klausenburger Professoren). Auch die Philosophie kommt zu Wort. Unter den philosophischen Artikeln muß freilich der von Ștefănescu über „Die Art der rumänischen Philosophie“ abgelehnt werden, da darin eine Verwechslung des Begriffes Philosophie mit Weisheit oder Lebensklugheit vorliegt.

Dies ist nur einiges aus dem mannigfaltigen Inhalt der drei Hefte, der selbstverständlich in wenigen Zeilen nicht vollständig ausgeschöpft werden kann. Deshalb sei nur noch die mit zahlreichen Illustrationen versehene Würdigung des rumänischen Kulturmuseums in Hermannstadt erwähnt, sowie der Abschnitt „Chronik“ am Ende eines jeden Heftes, der politische, wirtschaftliche und kulturelle Probleme behandelt und reichhaltige Bücherbesprechungen bringt. Die folgenden Hefte der Transilvania verdienen mit wachsender Interesse erwartet zu werden.

A. H.

Schachprobleme

Geleitet von Dr. Alfred Roth

Lösung des Problems 16 von Martin Gohn in Zeiden.

Sämtliche Einsender der Lösung haben bemerkt, daß dies Problem eine weitgehende Ähnlichkeit mit dem Problem 14 von Hellmut Goritz hat. Das war es, weshalb wir schrieben, dies Problem werde gerade unsern Lesern interessant sein, wir dürften aber erst bei der Lösung sagen, warum. Es ist wirklich höchst merkwürdig, wie zwei Komponisten ohne miteinander in Fühlung gestanden zu haben, auf eine im wesentlichen gleiche Stellung verfallen konnten. Wie im Problem 14 von

Goritz kann auch hier ein weißer Offizier (dort ein Turm, hier ein Springer) vom schwarzen König und von einem anderen schwarzen Stein geschlagen werden; wie dort geht auch hier die Dame — scheinbar zwecklos — diagonal auf h3, um wie dort nach dem Schlagen des gefährdeten Offiziers durch den schwarzen König mit einem Springer auf einem vom feindlichen (nun gefesselten) Läufer beherrschten Feld bei gleichzeitiger Bestreichung des Feldes, wo der König stand

und wo er nach dem Schlagen steht, mattzusehen. Die Züge mit $Ld3$ haben ganz analoge Wirkungen wie die mit $Le3$ im Problem 14, ja sogar für $g7-g6$ finden wir bei Goritz das analoge Spiel nach $d5-d4$. — Wir haben nämlich folgende Züge:

1. $Dc8-h3$.
- a) 1... $Kn.e3$, 2. $Sg3-e2$ m.
- b) 1... $b4$ n. $e3$, 2. $Dh3-d7$ m.
- c) 1... $Ld3$ 3. $B.e4$, 2. $Sg3-f5$ m.
- d) 1... $Ld3$ 3. $B.g6$, 2. $Sg3-e2$ m.
- e) 1... $g7-g6$, 2. $Dh3-h8$ m.

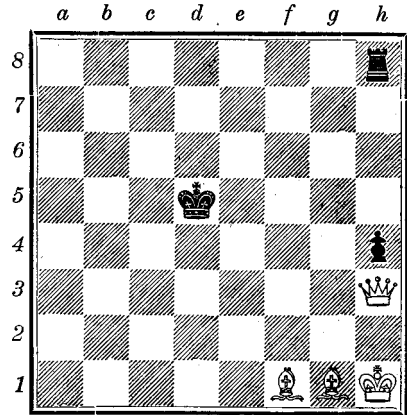
Der erste Zug ist also noch hübscher als bei Goritz, da die Dame eine Deckung aufgibt, dafür hat aber Goritz die hübscheren Mattstellungen und feinere Scheinlösungen.

Richtige Lösungen haben wir erhalten von: Hellmut Goritz, Gymn.-Quint.; Hans Mayer, Realabiturient; Valerius Onitju, Eisenbahnoberinspektor; Albert Schwarz, Kaufmann, alle in Hermannstadt; Luise Palmher, Rassaamtsvorstandsgattin in Kronstadt; Adolf Frank, Gymn.-Quart. in Mediasch; Andr. Scheiner, Pfarrer in Mergeln; Ludwig Kamilli in Schäßburg.

Problem 18.

Von Valerius Onitju in Hermannstadt.

Schwarz (3 Stück).



Weiß (4 Stück).

Weiß zieht und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Der vorliegende Dreizüger ist zwar nicht sonderlich schwierig, aber bei merkwürdiger Anfangsstellung sehr interessant und lehrreich und bildet namentlich durch die Anzahl der Mattstellungen einer bestimmten Art einen Rekord, so daß er würdig ist, den neuen Jahrgang unserer Zeitschrift zu eröffnen.

Mitteilungen der Schriftleitung

Der III. Jahrgang unserer Zeitschrift setzt mit diesem Hefte ein: Wir bitten Mitarbeiter und Leser um rege Werbearbeit für die Zeitschrift in den weiteren Kreisen des Deutschthums in Groß-Rumänien, damit wir unseren Aufgaben auch in der Tat immer mehr gerecht werden können.

* * *

Banater Schwabenheft. Die nächste Nummer unserer Zeitschrift erscheint als Banater Schwabenheft.

* * *

Anmerkungen zu den sächsischen Gedichten von Hans Eienert. Die Gedichte sind in Burzenländer Land-Mundart abgefaßt. Worterklärungen: Wäch = Wiege, Kräch = Krieg, husch = schön, Ruis = Rose, Ilt = leitet, Lumm = Lamm, änj = immer, Ich = Eiche, Eiseranj = Eisenring, Fanjerchen = Ringlein (vgl. mhd. fingerlin).

* * *

Sämtliche in dieser Zeitschrift erscheinenden Artikel gehen in das unbeschränkte Eigentumsrecht der Modernen Bücherei über. Nachdruck ist nur nach eingeholter Bewilligung der Schriftleitung gestattet. Unverlangt eingesandte Beträge werden nur dann zurückerstattet, wenn Rückporto beigelegt ist. Anonyme Einsendungen werden nicht berücksichtigt.

* * *

Unseren Mitarbeitern teilen wir mit, daß es uns in keinem Falle möglich ist, auf unsere Kosten Sonderabdrücke von den bei uns erscheinenden Artikeln zur Verfügung zu stellen. Solche müssen auf Kosten des Verfassers im vorhinein bei der Verlagshandlung bestellt werden.

* * *

Wir machen die heimischen Verlage darauf aufmerksam, daß nur solche Werke besprochen werden können, von denen Rezensionsexemplare einlaufen.